Die

Franzoſen

am

Rheinſtrome.

1793.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

Vorrede.

Der Einfall der Franzoſen, oder wie man ſie
: nennen pflegt, der Neufranken in Deutſchland
ar gewiß dieſesmal merkwürdiger, als ers je in
nem vergangenen Zeitpunkte geweſen iſt; weil
: jezt nicht darauf angeſehen war, Schlach-
n zu gewinnen, Länder zu verwüſten, und ſei-
:n Feind dadurch zu ſchwächen, ſondern die
rundſäze der neuen franzöſiſchen Verfaſſung al-
nthalben auszubreiten, und allen Potentaten
:n Europa daſſelbige Schickſal zu bereiten, wel-
es der König von Frankreich hatte. Muße und
elegenheit, die Schritte der Franzoſen zu beob-
hten, haben mich veranlaſſet, meinen Landsleu-
n meine Bemerkungen mitzutheilen, in ſo fern
) im Stande wäre, etwas zu ſchreiben, das
:n Druck verdienen würde. Nachdem nun das

erſte Stück bereits in einem deutſchen Journal erſchienen iſt, und die zwei folgenden vielleicht auch bald erſcheinen werden; ſo wage ichs, nun alles, was ich bereits hierüber geſchrieben habe, der Welt im Zuſammenhange mitzutheilen. Diejenigen, welche dieſer kleinen Schrift die Ehre erweiſen, ſie zu leſen, werden ohne mein Erinnern ſehen, daß in derſelben kein Plan herrſchet, wodurch gewiſſe Abſichten bezwecket würden, ſondern daß es blos zufällige Bemerkungen ſind, welche durch die täglichen Ereigniſſe erzeugt wurden, deren Urſachen und Folgen ich zu entwickeln mich bemühte. Da nun die Urſachen und Folgen politiſcher Ereigniſſe bei einem wirklich freien ſich ſelbſten überlaſſenen Volke mit dem Charakter deſſelben im engſten Zuſammenhange ſind; ſo habe ich geglaubt, über die Vorfälle am Rheinſtrome einiges Licht verbreiten zu können, wenn ich die Charaktere der Völker ſchilderte, unter welchen ſie geſchehen ſind. Die Urſache, warum die Schilderung der Franzoſen zuletzt kömmt, iſt keine andere, als weil es ſehr ſchwer iſt, ihren Charakter zu faſſen, und weil es ganz etwas anders iſt, zu ſagen: Ich kenne dieſes Volk — und dann: So iſt es. Zum erſten begnüget man ſich gewöhnlich mit einer oberflächlichen Kenntniß; das

zweite erfordert reine, aus tausenderlei Handlungen, unter allen möglichen Umständen abgezogene Begriffe. Ich schmeichle mir nicht, diese Materie erschöpft zu haben: aber ich glaube, daß ich die ächte Quelle angezeigt habe, wo geübtere Schriftsteller schöpfen können. Tadel und Lob waren meine Sache nicht, sondern Erzählung dessen, was geschah, und ein Bischen Bemerkung über Ursachen und Folgen, an denen, wenn sie richtig sind, weit mehr gelegen ist, als an der Erzählung selbst. Am glücklichsten würde ich mich schätzen, wenn diese kleine Schrift den entferntern Provinzen meines Vaterlandes einen ächten Begriff von dem Betragen ihrer Landsleute am Rheinstrome geben könnte. Sie sind gewiß so sträflich nicht, als man sie hie und da schildert: denn wenige Neuerungssüchtige Taumelköpfe ausgenommen, haben sie aus Noth gethan, was man sie thun sah, und ihr sehnlichster Wunsch war, daß sie bald aufhören könnten, bei diesem französischen Possenspiele eine Rolle zu haben.

Uebrigens erscheinet diese Schrift mit einigen Veränderungen: nicht, weil ich selbst freiwillig etwas daran ändern wollte, sondern weil ich meine Bemerkungen nur so obenhin zu Papier brach-

te, und sie dann im Abschreiben ausbildete, wie ichs für gut fand, mich aber bei dieser zweiten Abschrift nimmer ganz genau alles dessen erinnerte, was ich vor einigen Wochen oder Monaten geschrieben hatte. Die Erzählung der Thatsachen ist hier dieselbige, wie in den schon gedruckten Bogen: Erzählung und Bemerkungen aber sind so geschrieben, als wenn sie auf so eben geschehene oder noch zu erwartende Ereignisse Bezug hätten, weil das erste Stück schon im verflossenen Jänner, und die folgenden jedes im nächsten Monate erscheinen sollten, welches aber zufälliger Weise nicht geschah, und bei dieser zweiten Ausgabe ohnehin nicht Platz fand.

Der Verfasser.

Die
Franzoſen am Rheinſtrome.

Da der franzöſiſche General Cüſtine am 30. September 1792 mit einer Armee vor Speyer zog, glaubten Sachverſtändige, daß es um nichts anders zu thun wäre, als ſich des in Speyer angelegten kaiſerlichen Magazins zu bemächtigen. Dieſe Meinung gründete ſich darauf, daß es die Regeln der Kriegskunſt nicht erlaubten, ſich mit einem ſchwachen Heere weit von dem Mittelpunkt der Hauptkräfte zu entfernen, welcher damals in Champagne war; und man wußte zuverläßig, daß Cüſtine nur ein ſchwaches Heer hatte, mit welchem er das Kriegstheater in Feindes Landen aufzuſchlagen nicht vermogte. Zu dem war das Reich noch neutral, und die Franzoſen hatten von dieſer Seite lauter neutrale Länder vor ſich. Wiewohl jedoch dieſer Feldherr durch die zu Speyer ausgeſchriebenen Brandſchatzungen die Neutralität dieſes Fürſtenthums nicht reſpektirte; ſo ward doch Jedermann in der erſten Meinung beſtärket,

als er, nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen, sich wiederum vom Rhein entfernte. Es erregte daher nicht wenig Verwunderung, als, einige Tage nach diesem Rückzuge von Speyer, General Neuwinger mit vier oder fünf tausend Mann ganz unvermuthet in Worms eintraf: weil man sicher glaubte, der Zug würde schon jetzo nach Maynz gehen. Allein dieser General ließ die Wormser nicht lange im Irrthum: er schrieb sogleich ungeheure Brandschatzungen aus, verweilte vier Tage, ohne Verstärkung zu erhalten, und kehrte wieder nach Landau zurück.

Dieser zweite Rückzug schien die erste Behauptung der Sachkundigen zu bestättigen, nämlich daß die französischen Generäle bei diesen kleinen Ausfällen ins Reich keine andere Absicht hätten, als Brandschatzungen auszuschreiben und Magazine aufzuheben. Auch in Worms haben sie etwas Heu, Mehl und ungefähr fünfzehnhundert Zelten, nebst einigen Effekten gefunden, welche die ehemals dagewesenen Emigranten zurückgelassen hatten. Unterdessen konnte Niemand begreifen, warum die verbündeten Mächte, der Kaiser und der König von Preussen, ein so beträchtliches Magazin (man schätzte es auf eine

Million Thaler) im Angesicht einer französischen wohlbesetzten Festung mit einer schwachen Bedeckung von etwa dreitausend Mann hatten stehen lassen. Man gieng in der politischen Kannengießerei so weit, daß man behauptete, es wäre mit Vorbedacht geschehen, um die Franzosen ins Reich zu locken, dieses zur Kriegserklärung zu zwingen, und der pfälzischen Neutralität ein Ende zu machen. Wenn dem so ist, so haben diese beiden Höfe ihren Zweck zum Theil erreichet: sie mußten aber dabei ziemlich viel auf die Unbesonnenheit der Franzosen zählen, die seit dem 10. August ihrer eigenen Führung überlassen waren. Daß sie sich auch hierinn nicht betrogen haben, ist nun eine ausgemachte Sache. General Cüstine machte es wie ein junger Vogel, der aus dem Neste flieget: Anfangs hüpft er nur auf das nächste Aestchen, hüpft wieder zurück, und waget sich dann immer weiter. So ganz ungehindert Land auf Land ab zu ziehen, hier und da einen hübschen Fang zu machen, war eine so reizende Sache, daß ers nicht über sein Herz bringen konnte, sein Glück nicht weiter zu versuchen. Ungeachtet aller politischen und militärischen Grundsätze, die in einer langweiligen Berechnung von Staatsverhältnissen

und wechselseitigen Kräften bestehen, brach er mit seiner ganzen Macht, die in etwa achtzehntausend Mann bestand, von Landau auf, und marschirte in zwei Tagen theils über Worms, theils auf andern Wegen nach Maynz. Man sah wohl voraus, daß diese Festung keine Belagerung aushalten würde; allein die Schwäche des französischen Heeres, welches nicht vermögend war, die Rheinfahrt zu hemmen, die Nähe des Hessenlandes, wo noch einige tausend Mann theils hessischer und theils kaiserlicher Truppen standen, das große Interesse, welches die hessischen und andere fürstliche Häuser in der Nachbarschaft, nebst der Stadt Frankfurt, dabei hatten, daß Maynz nicht in die Hände der Franzosen fiele — alles dieses zusammen genommen, ließ einstweilen einen hinlänglichen Widerstand hoffen. Aber vergebens! nur einzige tausend Oesterreicher und ein paar Hundert Fulder und Nassauer warfen sich in die Festung: die Hessen blieben unbeweglich, und Frankfurt versagte seine Kanoniers, an denen es in Maynz gebrach. War es abermals Politik, war es Furcht oder war es Zuversicht auf die französische Neutralität? Ich will zur Ehre meiner Landsleute glauben, daß es das letzte war, was sie so unthätig machte; wiewohl,

wenn Deutschland angegriffen ist, sie alle nur ein Interesse haben sollten. Nebst diesem konnten sie sich durch die Vorgänge in Speyer und Worms überzeugen, daß die Franzosen nicht allezeit halten, was sie versprechen. Versprechen und Halten sind bei ihnen zweierlei Dinge, wie ihr Sprüchwort sagt: Promettre est un, & tenir est un autre. Jeder Deutsche, dem sein Vaterland werth ist, und dem dessen Erhaltung am Herzen lieget, rief mit lauter Stimme den deutschen Fürsten zu:

Ut jugulent homines, surgunt de nocte latrones:
Ut te ipsum serves, non expergisceris? Atqui,
Si noles sanus, curres hydropicus!

Der Kurfürst von Maynz, der, ohne seinem Lande wehe zu thun, bei nur leidlicher Haushaltung, vier bis fünf tausend Mann Truppen halten könnte, hatte mit zwei tausend Mann, welche größtentheils bei Speyer gefangen worden, oder umgekommen waren, seinen ganzen Kriegsstand erschöpfet, so daß nebst den fremden Hülfstruppen in allem etwa fünfzehenhundert Mann in der Stadt waren, als der Feind sie aufforderte. Sie that 24 Stunden lang Widerstand, und kapitulirte nach gehaltenem Kriegsrathe, an dessen Schlusse die braven Oesterreicher sich

schämten Theil zu nehmen; anstatt sich von den Franzosen Gesetze vorschreiben zu lassen, giengen sie vor ihren Augen aus der Stadt über den Rhein nach Hessen zu.

Die Uebergabe dieser Festung war für Deutschland ein empfindlicher Streich: denn man hatte Ursache zu glauben, daß es hier nicht um Brandschatzungen zu thun, sondern darauf angesehen war, ausser den Grenzen Frankreichs festen Fuß zu setzen. Man mußte den französischen Generälen zutrauen, daß sie sich nicht so weit würden gewagt haben, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, den Rücken sicher zu haben, und hieraus zog man den traurigen Schluß, daß die verbündete Armee in einer sehr mißlichen Lage und ausser Stand seyn müßte, sich furchtbar zu machen, während die Armee in Schwaben entweder gar nicht existirte, oder mit der Vertheidigung dieses Landes zu sehr beschäftiget wäre, um dem General Cüstine auf den Rükken zu kommen. Diese Betrachtungen vergrößerten die Besorgniß derjenigen, welche bei einer bevorstehenden Staatsumwälzung etwas zu verlieren hatten; so wie sie den Muth und die Hoffnung derjenigen erhoben, welche nach einer solchen Veränderung seufz-

ten: jeder Schritt, den die Franzoſen vorwärts thaten, brachte neue Freude dem einen, neuen Schrecken dem andern. An ſelbigem Tage, als ſich Maynz ergab, flog General Neuwinger mit einem Korps von der Armee über Oppenheim nach Frankfurt, wo er den andern Tag Morgens eintraf, die Stadt in Beſitz nahm, zwei Millionen Gulden Brandſchatzung forderte, und ſein Volk einquartirte. Da war nun die ſchöne Neutralität: was konnten die Franzoſen den Frankfurtern mehr thun, wenn dieſe ihren ganzen Kriegsapparat nach Maynz geſchickt hätten, um dieſe Stadt vertheidigen zu helfen? Si noles sanus, curres hydropicus! Dieſe Brandſchazzung, meine Herren Krämer, wird Euch nicht von dem Reichskontingent loszählen.

General Cüſtine verrieth bald die Abſichten, die man ſchon errathen hatte: es war da von keiner Brandſchatzung die Rede, ſondern er fieng an, die Vorſtadt Kaſſel am rechten Ufer des Rheins zu befeſtigen, und nachdem er alle Anſtalten dazu getroffen hatte, zog er mit dem größten Theil ſeiner Armee, die ſich binnen der Zeit ſehr verſtärket hatte, nach der Wetterau, während Mannheim noch immer offen, und nur mit einer ſchwachen

Besatzung von pfälzischen Truppen versehen war. Dieser Umstand machte das Betragen des französischen Generals zum Räthsel. Es ließ sich Hundert gegen Eins wetten, daß er sich in der Wetterau nicht würde halten können; und da die noch bevorstehende Erklärung des Reichskrieges die pfälzische Neutralität aufheben zu müssen schien, so konnte man die Sorglosigkeit nicht begreifen, mit welcher er seine Armee bei rauher Jahreszeit in ein hülfloses offenes Land hineinführte, sich vom Rhein entfernte, und seinen Rückzug der Obhut des Himmels überließ. Die Verwunderung hierüber war um so gegründeter, als man zu gleicher Zeit erfuhr, daß die preussische und hessische Armeen nach Coblenz zurückgegangen, die österreichische hingegen sich großen Theils bei Trier und Luxenburg gesetzet hatte. General Cüstine brandschatzte überall, nicht nach Maaß der Kräfte derer, die bezahlen mußten, sondern nach seinen Bedürfnissen: aber diese kleinen Gewinnste konnten ihm theuer werden; denn wenn Beurnonville, welcher auf Trier zu marschirte, von den Oesterreichern, die ihn dort erwarteten, wäre geschlagen worden, so war Cüstine in der Wetterau verloren. Das Glück begnügte sich, diesem raschen General dießmal eine

kleine Warnung zu geben; indem Beurnonville nicht geschlagen, sondern blos aufgehalten wurde. Dieses erleichterte aber den Hessen und Preußen den Uebergang über den Rhein bey Coblenz, wodurch Cüstine nach einigem Widerstande bey Limburg gezwungen wurde, seine Eroberungen fahren zu lassen und sich zwischen Maynz und Frankfurt an den Mayn zurückzuziehen, wohin ihm der Feind auf dem Fuße folgte.

Der Zug der Franzosen nach der Wetterau war in jeder Rücksicht ohne Nutzen, und Cüstine hat ihn offenbar nur darum gemacht, weil ihn Niemand daran hinderte, und weil er in der Meynung stand, er könnte auch noch weiter gehen und nach und nach ganz Deutschland brandschatzen. Daß er die kranke Armee der Preußen, wenn sie ihm aufstieße, schlagen würde, daran zweifelte er ganz und gar nicht. Denn als sie sammt den Hessen schon im Anzuge war, schrieb er noch an die Städte Maynz, Speyer und Worms, sie sollten Abgeordnete nach Rauheim schicken, wo er ihnen so viel Salz, als sie bedürften, um wohlfeilen Preiß anboth: es war aber Rauheim schon wieder in den Händen der Hessen, als die Briefe ankamen. Hieraus sieht man,

daß die Gefahr nahe seyn muß, wenn sie einen Franzosen schrecken soll. Alles was Cüstine bisher gethan hatte, konnte er weder der Kriegskunst noch der Tapferkeit seiner Armee zuschreiben: es war bloses Glück gewesen, worauf er auch, wie er selbst sagte, sich viel verließ. Unterdessen schien es ihm hier den Rücken zu wenden. In der Lage, wo er sich befand; konnte er sich nur durch einen entscheidenden Sieg über die Deutschen erhalten, und um diesen zu erfechten war er zu schwach. Zu stolz um das rechte Ufer des Rheins zu verlassen, that er unterdessen was er konnte. Frankfurt war noch in seinen Händen: wiewohl diese Stadt keine Festung ist; so konnte sie doch den ersten Anlauf abhalten und deckte einen Flügel der französischen Armee. Da sie nur schwach besetzt und folglich zu besorgen war, die zahlreichen Einwohner, welche die Brandschatzung noch nicht verdauet hatten, möchten sich aller Vertheidigung widersetzen, so gab er ihnen die heiligsten Versicherungen, daß er alle Gefahr von ihnen abwenden würde. Dieß war, wie mir dünket, eine Mühe zu viel, die sich der General gab: denn es verstand sich von selbst, daß er die Stadt nicht beschiessen würde, so lang seine Truppen darinnen lagen. Allein die Preußen, denen

daran gelegen war, die Franzosen ins freye Feld zu bringen und sie von dieser Bedeckung zu entfernen, mußten es wagen, die Stadt zu erobern, so ungern sie gegen dieselbe Gewalt brauchten. Sie liessen daher der französischen Besatzung, die in etwa achtzehnhundert Mann bestand, einige Tage Zeit und bothen ihr freyen Abzug, sogar die Entfernung aller feindlichen Vorposten an, damit auch ihre Eigenliebe nicht beleidiget würde. Aber umsonst! Als es am 2ten December zum ernstlichen Angriffe kam, wehrten sich die Franzosen eine Stunde lang, und setzten dadurch diese reiche Handelsstadt der Verwüstung, und den Handel von ganz Europa einem empfindlichen Verluste aus. Was Cüstine besorget hatte geschah nun: die Franzosen wollten sich des frankfurter Zeughauses bedienen: allein die Einwohner widersetzten sich diesem Vorhaben schnitten den Pferden die Stränge ab, und thaten was sie konnten um dem Widerstande der Franzosen ein Ende zu machen und den Deutschen den Eingang in die Stadt zu erleichtern. Sie entwafneten einen Theil der Garnison und öfneten den Hessen die Thore. Es sollen sogar einige Franzosen durch frankfurter Handwerkspursche und Juden getödtet worden seyn. Dieser Vorfall wurde von

den französischdeutschen Zeitungsschreibern in Maynz mit so enthusiastisch schwarzen Farben geschildert, daß gleich anfänglich kein vernünftiger Mensch daran glaubte. Nach ihnen war es ein hölliſches Komplot, das man schon seit zehen Tagen geschmiedet, und zu dessen Ausführung man sich eigene Mordmesser hatte machen lassen, und was dergleichen dummes Zeug mehr war, das ein Franzose zu schreiben sich geschämet haben würde. Die Frankfurter beklagten sich darüber beym General Cüstine; dieser antwortete aber mit der Preßfreyheit, und daß er mit den Zeitungsschreibern nichts zu thun habe: die Preßfreyheit aber, wohl verstanden, erstrecket sich nur so weit, als nichts gegen die Franzosen gesaget wird — eigentlich ist es Schmähfreyheit. Franzosen die von dieser Affaire zurückgekommen sind, haben die Sache in ein ganz anders Licht gesetzet, und wenn sie die Frankfurter nicht ganz rechtfertigten, so gestanden sie doch zu ihrer eigenen und der Frankfurter Ehre, daß nicht viel daran war; indem sie den Verlust an Todten und Verwundeten (erstrer sollen nur einige zwanzig gewesen seyn) auf etwa 200 Mann schätzten, und dabey den Bewohnern Frankfurts die Gerechtigkeit widerfahren liessen, daß ohne ihre Bemühung, die

Franzoſen der Wuth der Heſſen zu entreiſſen, weiß mehr Blut wäre vergoſſen worden. Zwölfhundert Franzoſen wurden Kriegsgefangene, die übrigen retteten ſich durch die Flucht. Nach der Einnahme von Frankfurt zog Cüſtine nach Höchſt zurück, wo er noch einigen Widerſtand that, aber bald darauf ſich in Maynz warf und von ſeinen Eroberungen am rechten Ufer des Rheins weiter nichts behielt, als die weit entlegene Bergfeſtung Königſtein, das Dorf Koſtheim eine halbe Stunde von Maynz und die Vorſtadt Kaſſel.

Die während dieſen Vorfällen am Rhein, zu Regensſpurg erfolgte Erklärung des Reichskrieges hatte die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf Mannheim rege gemacht. General Biron beſetzte mit einem Korps von etwa acht tauſend Mann das linke Ufer des Rheins in der Gegend dieſer Stadt, aber ohne im geringſten etwas feindliches zu unternehmen. Die Beſatzung der Stadt war unterdeſſen mit bairiſchen Truppen verſtärket worden, und man rüſtete ſich zu ernſthaftem Widerſtande, im Fall daß die Franzoſen nun ausführen wollten, was ſie gleich anfangs hätten thun ſollen — Mannheim in Beſitz zu nehmen.

Zum Glücke für die Franzoſen iſt der Kurfürſt von der Pfalz kein Franzos und glaubet, daß Verſprechen und halten einerley ſey; ſonſt wären ſie mit dieſer Neutralität übel daran. Es kann aber eine Zeit kommen, wo ihnen die pfälziſche Neutralität, die ihnen ſo nützlich war, zur Laſt fällt: die Zeiten ändern ſich.

An der Moſel hatte ſich binnen dieſer Zeit nichts merkwürdiges zugetragen, auſſer daß Prinz von Hohenlohe, der die öſterreichiſche Armee kommandirte, alle Angriffe des Generals Beurnonville vereitelte und dadurch, wie ich ſchon geſagt habe, Deutſchland von dieſer Seite deckte. General Clairfait war in Belgien nicht eben ſo glücklich geweſen; denn nach der unglücklichen Schlacht bey Gemappe, wo er der Uebermacht hatte weichen müſſen, ward ganz Brabant, Hennegau, Flandern und Limburg nebſt dem Lütticher Lande von den Franzoſen überſchwemmet und die öſterreichiſche Armee bis ins Köllniſche zurückgedrängt. Was ſich auf dem Kriegstheater von Belgien merkwürdiges zugetragen hat, iſt kein Gegenſtand für dieſes Blatt: ich ſchreibe von den Franzoſen am Rheinſtrome. Anſtatt jene blutigen Auftritte will ich meinen Leſern von dem politiſchen und moraliſchen Betragen Nachricht

geben, wodurch die Franzoſen am Rheinſtro-
me die Aufmerkſamkeit unſeres Vaterlandes
und jene von ganz Europa auf ſich gezogen
haben. Das politiſche Betragen der Franzo-
ſen ſcheint überhaupt in dieſem Augenblicke
von der größten Wichtigkeit zu ſeyn, und
wenn ehedem die Geſchichtſchreiber ſich mit
Erzählung der Schlachten und Feldzüge be-
ſchäftiget haben; ſo können ſie, was dieſen
Zeitpunkt betrift, alle kriegeriſche Auftritte
als eine Nebenſache, oder Conditio ſine qua
non anſehen. Dieſer Krieg iſt kein Krieg wie
andere waren, wo es darauf ankam, einige
Dörfer zu verlieren oder zu gewinnen, ohne
daß dadurch in der Verfaſſung der Länder die
geringſte Veränderung vorgieng: jetzo ſoll
entweder auf einmal alles verändert oder doch
wenigſtens zu künftigen Revolutionen der
Grund gelegt werden. Ein metziſcher Abge-
ordneter bey der konſtituirenden Nationalver-
ſammlung, Namens Röderer, ſoll den Ge-
danken angegeben haben, Frankreich mit klei-
nern, unabhängigen Republiken zu umgeben,
die ihrer Erhaltung wegen feſt an Frankreich
ſich anſchlieſſen und dadurch jeden mächtigen
Feind von den Gränzen Frankreichs entfernen
ſollten. So haben die Stifter des Ottoman-
niſchen Reichs ihre Gränzen mit kleinen des-

potiſchen Staaten umzingelt, von denen ſie ſich dieſelbigen Vortheile verſprochen hatten. Dieſer Gedanke mag wohl den Deutſchen feſter im Gedächtniſſe geblieben ſeyn als den Franzoſen: als dahero dieſe zu gleicher Zeit in die Niederlande, in Deutſchland und in Savoyen eindrangen, glaubte man, daß es darauf angeſehen war, den Vorſchlag des Herrn Röderer ins Werk zu ſetzen. Daß ein Franzoſe dieſen Plan gefaſſet habe, das gebe ich gerne zu; daß ſie aber in dem jetzigen Zuſtande einen vernünftigen Plan durch vernünftige Maasregeln auszuführen fähig ſeyen, das glaube ich nicht; denn die Erfahrung widerſpricht dieſer Vermuthung gar zu ſehr. Die Erklärungen der franzöſiſchen Nation in Anſehung der Völker, die unter ihren Waffen ſtehen, ſind ſo ſchwankend und unbeſtimmt, das Betragen ihrer Generäle ſo zweydeutig, daß man billig glaubet, ſie wiſſe ſelbſt noch nicht, was ſie eigentlich will. Die neuen Einrichtungen, die ſie bisher in Deutſchland gemacht haben (ich ſchreibe am Ende Decembers) ſehen mehr einer Comödie ähnlich, die ſie auf ihre und anderer Koſten ſich zu ſpielen erlauben, als einem feſten Plane und einem durchdachten Syſteme, das ſie ausführen wollten. Ein ſicherer Plan, ein durchdachtes

System finden ohnehin in der Mehrheit der Stimmen von achthalbhundert Personen nicht statt, wenn sie eines und das andere erst erschaffen sollen: es giebt nothwendig eitel Stückwerk

Undique collatis membris.

Wenn je die Weisheit vom Himmel herab auf die Erde kömmt, sagt ein französischer Schriftsteller; so schlägt sie ihre Wohnung gewiß in keinem Collegio auf — am wenigsten, sage ich, in einem Collegio von Franzosen. Ich will erzählen, was bisher geschehen ist, und meine Leser urtheilen lassen.

Spectatum admissi risum teneatis amici!

Es war nicht eher von einer Veränderung in der politischen Einrichtung der Städte und Gebiete von Worms, Speyer und Maynz eine Rede, als nachdem General Cüstine sich eine Zeitlang in Maynz aufgehalten und in der Hofnung bestärket hatte, dableiben zu können. Es waren beinahe ein Paar Monate verstrichen, seitdem er nach Speyer gekommen war, ohne daß man von etwas andern als Anzettlung eines Clubs hörte, die für eine bloße Privatsache angesehen wurde, an welcher der General keinen Theil hatte. Sein Betragen in Speyer und Worms war auch von der Art gewesen, daß er ohne Inkonsequenz keine

Neuerung anfangen konnte. In der ersten Stadt hatte er sechsmalhundert tausend Pfund Brandschatzung ausgeschrieben, wovon der Fürst die eine Hälfte, das Domstift und die Stadt die andere Hälfte bezahlen sollten. Der Stadt wurde ihr Antheil geschenket; dagegen mußten die Kollegiatstifter, deren vorhin keine Erwähnung geschehen war, dreißigtausend Pfund nachtragen. Alles wurde bezahlt, und ungeachtet in der Folge das dem Domkapitel gehörige Schloß Herxheim rein ausgeplündert, alles Vieh, Geräthschaften und Weine verkauft oder nach Landau geschleppet: ein Schaden von vielleicht dreißigtausend Gulden für den Bischof, der aber für die Franzosen keine zehentausend werth war, da sie die Sachen um den halben Preis hingaben und großen Theils zu Grunde richteten; es blieben nur die leeren Wände stehen.

Kaum hatte man in Worms die Nachricht von der Ankunft der Franzosen zu Speyer erhalten, so fieng alles an seine Habseligkeiten zu flüchten, einige nach Maynz, andere nach Mannheim, der größte Theil gerade übern Rhein. Man sah auf allen Gassen und Strassen nichts als Wägen mit Koffern und Kisten beladen. Selbst das Armuth pakte

seine morschen Lumpen und Geräthschaften auf und schleppte sie fort. Weiber und Kinder wurden fortgeschaffet, und selbst viele Männer, so gar Magistratspersonen entliefen vor Angst. Es schien, als glaubte man, die Franzosen würden die Stadt mit Feuer und Schwerdt verheeren, nachdem sie selbe zuvor rein ausgeplündert hätten. Man erfuhr endlich, daß Cüstine zu Speyer nicht nur keine Plünderung erlaubet, sondern diejenigen die sich so weit vergangen hatten, mit dem Tode gestraft habe. Dieses und sein Rückzug gegen Landau verminderten die Furcht: viele waren schon mit ihrer geflüchteten Habschaft wieder zurückgekommen und die Ordnung fieng an, sich wieder herzustellen, als auf einmal General Neuwinger an der Spitze eines ansehnlichen Heeres um 7 Uhr Morgens, wie aus den Wolken gefallen, in die Stadt einzog. Daß die Einwohner hierüber sehr erschrocken seyen, brauche ich nachdem, was sie vorhin gethan hatten, nicht zu sagen: allein die gute Ordnung die bey der Armee herrschte, die Gelassenheit, mit welcher man sie einquartieren ließ, die Freundlichkeit, mit welcher Soldaten und Officiere Jedermann begegneten, verbannten bald alle Furcht. Der General ließ den Magistrat und einige andere

dem Hofe und dem Domkapitel angehörige Männer zu sich kommen und erklärte ihnen, daß Niemanden ein Leid geschehen, sondern ein jeder vollkommene Sicherheit für sein Vermögen und für seine Person haben — dafür aber die Stadt sechsmalhunderttausend, der Bischof von Worms viermalhunderttausend das Domkapitel zweymalhunderttausend und die Kollegiatstifter einmalhunderttausend Pfund bezahlen sollten: Das Geld sollte in 24 Stunden aufgezählt, oder die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt werden. Man denke sich die Bestürzung, das Jammern und Wehklagen, welches diese Bothschaft in der Stadt Worms verbreitete: Jedermann sah die Unmöglichkeit ein, diese ungeheuren Summen in so kurzer Zeit herbeizuschaffen: Jedermann dachte an den Greuel zurück, den die Franzosen vor hundert Jahren angerichtet hatten, da sie diese unglückliche Stadt in einen Steinhaufen zusammen geschossen und gebrennet hatten: Hülflos und fast ohne alle Hofnung sah man in ängstlicher Erwartung und mit Thränen in den Augen seinem Schicksale entgegen. General Neuwinger wies mit tobendem Ungestümm alles Bitten und Flehen von sich ab. Dieser von Herzen gute Mann mußte durch erzwungene Wildheit den Ausbruch des Mit-

leids hindern: als aber auch die unschuldige Jugend sich zu ihm drängte und fußfällig um Gnade für ihre Väter und Mütter bat, da gewann die Natur die Oberhand, und er brach in Thränen aus. Allein es stand nicht in seiner Gewalt von den Befehlen des Generals Cüstine abzugehen: er gab nur ein paar Stunden und dann wiederum ein paar Stunden aufschub. Unterdessen hatte sich der ehemalige Professor Böhmer von Worms nach Speyer begeben und so viel erwirket, daß die Brandschatzung der Stadt um die Hälfte vermindert, dagegen aber die Klöster in der Stadt eben so hoch angeleget wurden. Der Magistrat leerte die Stadtkasse aus, jeder Bürger, arm und reich, trug freiwillig oder auf Befehl des Magistrats bei; was er an Baarschaft hatte oder was ihm auferleget wurde. Es verdienet hier angemerket zu werden, daß einige edelmüthige französische Jäger, welche eine arme Frau jammern sahen, weil sie eine halbe Caroline beytragen sollte und sie nicht aufbringen konnte, das Geld zusammen schossen und es der Armen schenkten. Die Stadt hatte nun bereits den größten Theil ihrer Schuld bezahlt, das Domkapitel alles, die Kollegiatstifter dreisigtausend Pfund, womit sich General Cüstine auf Verwendung des

Doktors Böhmer begnügte, die Klöster etwas weniges, indem nur ein einziges wohlhabendes unter ihnen ist. Die Thore der Stadt, welche 24 Stunden lang gesperret gewesen waren, wurden nun wieder geöfnet, und so endigte sich der schrecklichste Tag, den die Wormser seit hundert Jahren erlebt hatten. General Neuwinger blieb noch ein paar Tage da, nahm Geiseln für alles was nicht bezahlt [illegible]den war, mit sich und zog sodann nach Landau zurück. Die Geiseln waren Magistratspersonen, Mönche, Klosterfrauen und ein bischöflicher Rath, der einzige, welcher in Worms geblieben war und dadurch dieses-mal vielleicht das Schloß von der Plünderung rettete. Denn der Kurfürst von Maynz als Bischof von Worms weigerte sich schlechterdings, Brandschatzung zu zahlen. Bei alle dieser entsetzlichen Strenge von Seiten des Generals gegen die Stadt, wurde überaus gute Ordnung und Zucht unter den Truppen gehalten, und Niemand weder an seiner Habe noch an seiner Person beleidiget.

Die Stadt Worms soll sich diese überaus empfindliche Züchtigung, wenn ichs so nennen darf, durch die Aufnahme der ausgewanderten Franzosen zugezogen haben. Diese

Sache verdienet hier in ihr gehöriges Licht gesetzet zu werden. Prinz Conde hatte den Kurfürsten von Maynz gebeten, ihm in seinem Schlosse zu Worms einen Aufenthalt auf kurze Zeit zugestatten. Dieser bewilligte [illegible] und die Stadt mußte geschehen lassen, [illegible] sie nicht hindern konnte. Die Sache hatte auch ein ganz unschuldiges Ansehen, indem der Prinz nur mit seinem Gefolge kommen wollte. Kaum war er angekommen, so vermehrten sich die Emigranten um ihn, suchten Wohnungen in der Stadt und fanden sie leicht, weil sie gut bezahlten. Als ihre Zahl auf ungefähr tausend Mann, lauter Edelleute und Officiere, angewachsen war, und nebst der Stadt auch schon die umliegenden Dörfer besetzet wurden, entdeckte Prinz Conde seine Absicht, sich zu bewafnen: er theilte seine Mannschaft in Compagnien, schafte sich Kanonen, Rüstwägen, Zelten und andere Kriegsgeräthe an, und verlangte von der Stadt ein Gebäude, um sie aufzubewahren, und zugleich einen Platz, wo er seine Mannschaft könnte exerciren lassen. Der Magistrat schlug beydes ab und bewies dadurch, daß er die Franzosen blos als Gäste ansehe, denen er die Gastfreyheit nicht versagen wollte; daß er aber weit entfernet sey, sich an Feindseligkeiten

gegen Frankreich im geringſten zu betheiligen. Was die Stadt Worms den Franzoſen verſaget hatte, das räumte ihnen der Kurfürſt ein, und nun gieng es auf Kriegsübungen los. Die Sache machte bald Aufſehen in Frankreich: Worms wurde als eine Stadt betrachtet, die die Ariſtokraten begünſtigte und ſie in ihrem Verhaben unterſtützte. Der Magiſtrat ward dadurch veranlaſſet an den König zu ſchreiben und ihn von der wahren Lage der Sache zu unterrichten: er ſchrieb ſo gar an die Stadt Strasburg, welches er wohl konnte bleiben laſſen. Allein es half nichts: von Beſchwerden giengen die Franzoſen zu Drohungen, die ſo viel vermochten, daß der Magiſtrat den Prinzen Conde bat, die Stadt zu verlaſſen, welches er auch mitten im rauheſten Winter that. Es hat zwar verlautet, daß der Prinz eben dazumal Abſichten auf Strasburg hatte und nur dieſerwegen von Worms weggieng: allein wenn auch dieſes iſt; ſo hat doch der Magiſtrat, der gewiß von den Abſichten des Prinzen nicht unterrichtet war, das ſeinige gethan, und ſich nichts vorzuwerfen. Wenn dahero die Stadt darum ſoll geſtraft worden ſeyn, weil ſie die feindlichen Abſichten der Ariſtokraten begünſtiget hat; ſo war es nur offenbare Ungerechtigkeit,

ſie zu ſtrafen, weil ſie ganz und gar unſchuldig war. Man warf dem Magiſtrat vor, er habe franzöſiſche Demokraten, welche durch Worms reiſeten, mishandeln laſſen. Es iſt nicht zu läugnen, daß mancher Unfug begangen worden iſt: allein man muß dieſes nicht den böſen Abſichten des Magiſtrats, ſondern ſeiner Schwäche zuſchreiben. Er hat es hauptſächlich darinn verſehen, daß er anſtatt ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, die Klagen allemal vor den Prinzen gebracht hat, der auch ziemlich ſtrenge Ordnung unter ſeinen Leuten hielt, aber doch nicht alle Ausſchweifungen verhüten konnte.

Wenn nun aber Worms wegen der Ariſtokraten leiden ſollte; ſo fraget ſich: warum denn der Biſchof von Speyer ſo hart mitgenommen worden iſt, da er niemals Ariſtokraten in ſeinem Staate geduldet hat? Warum Frankfurt vier Millionen Pfund bezahlen mußte, da es ſich ſo neutral und ordentlich betragen hatte, daß ſelbſt die National-Verſammlung ſeine weiſen Verfügungen in Anſehung der Franzoſen öffentlich anpries. Warum Maynz nichts bezahlen durfte, da doch in dieſer Stadt weit mehr Ariſtokraten geweſen ſind, als in irgend einer Stadt Deutſch-

landes? Nein! das war es nicht, sondern die Franzosen hatten noch gar keinen Plan, als sie nach Deutschland kamen: sie brauchten Geld und hoften da welches zu finden: sie wollten es nicht als Räuber nehmen, sondern eine Ursache darum angeben: in der Eile gaben sie eine ungeschickte an, die nicht überall hinpaßte, und mußten folglich überall eine andere suchen. Die Geistlichen und die Fürsten mußten bezahlen, weil sie selbst Aristokraten sind, ohne daß man sie jedoch um ihre Erklärung gefraget hat: die Stadt Worms, weil sie Aristokraten beherberget hat: die Stadt Frankfurt, weil sie den Aristokraten die Assignaten abgenommen und ihren Zeitungsschreiber nicht verboten hatte, einige Lügen oder Wahrheiten nachzuschreiben, die nicht zum Vortheil der Demokraten lauteten; es war also eine aristokratische Zeitung. So legen die Franzosen die Preßfreyheit aus, wie ich schon bemerket habe. Wenn ich den Franzosen verzeihe Brandschatzungen zu heben, so kann ich ihnen doch unmöglich verzeihen, daß sie sich dabey bis zu lächerlichen Schikanen herabgewürdiget haben, während es ihnen nicht an scheinbaren Gründen mangelte, die ihnen dieselbigen Vortheile verschaften, ohne sie zu entehren aber lächerlich zu machen. Sie

hatten dem Hauſe Oeſterreich den Krieg angekündiget, weil es die franzöſiſche Conſtitution nicht kathegoriſch anerkennen wollte und den Traktat von Pilnitz gemacht hatte: auch das Reich hatte die Conſtitution nicht anerkannt und der Reichstag zu Regenſpurg hatte den franzöſiſchen Geſandten daſelbſt ganz auſſer Wirkſamkeit geſetzet. Wenn der Kaiſer die franzöſiſche Conſtitution nicht annahm, ſo waren allezeit die Beſitzungen der deutſchen Reichsſtände in Elſaß und Lothringen eine Urſache mit. Maynz, Trier, Baden, Heſſen waren ſchon als offenbare Feinde Frankreichs erklärt, Oeſterreich und Preußen ohnehin; es war zu Regenſpurg ſchon beſchloſſen, daß man ſich rüſten ſolle, und es ließ ſich ohne tiefe Einſicht in die Politik vorausſehen, daß der Reichskrieg unvermeidlich war: was brauchte man da Ariſtokraten, Aſſignate und Zeitungsſchreiber zu Hülfe zu rufen, um einen Vorwand zu den unentbehrlichen Gelderpreſſungen zu finden? Man muß geſtehen, daß die Erfindſamkeit der Franzoſen diesmal geſtrandet hat. Doch kann man dieſes ſeltſame Betragen nicht der ganzen Nation zu Laſt legen: es iſt eigentlich ganz allein von der Erfindung des Generals Cüſtine; indem ſonſt überall,

wohin ſie kamen, mit mehr Conſequenz gehandelt wurde.

Nun man aber einmal das Geld hatte, und keines mehr fordern konnte, kam man mit Zuſicherung von Freundſchaft und Bruderliebe angeſtochen. Wir ſind zu Euch gekommen, hieß es, nicht um Euch zu berauben, zu mishandeln aber zu unterjochen, ſondern um Euch von dem Joche Eurer Tyrannen (ſo nannte man durchgehends alle Landesherrn) zu befreyen, und Euch das unſchätzbare Geſchenk der Freyheit und Gleichheit zu bringen. Wie reimte ſich das? Wenn man in ein Land kömmt, um ſeine Bewohner glücklicher zu machen, als ſie ſchon ſind, fängt man's damit an, daß man drohet ihre Häuſer zu verbrennen, um ihnen das Geld abzupreſſen — daß man Mönche und Nonnen aus ihren einſamen Zellen, Hausväter und gewerbſame Bürger aus den Armen ihrer Familien in die Gefangenſchaft forſchleppet und ſie nicht eher loszulaſſen drohet, bis alles auf den letzten Heller bezahlt ſeyn wird? Eine ſonderbare captatio benevolentiæ! dieſe Leute haben ihre eigene Rhetorik. Die Maynzer zwar hatten nicht ſo ſehr Urſache, über die beſondere Sprache betroffen zu ſeyn, als die Wormſer, weil

ſie, wenigſtens die Bürgerſchaft, nichts hatten bezahlen müſſen: auch ſollte Maynz das Treibhaus dieſer neuen Früchte werden, um ſie an deutſches Clima zu gewöhnen. Da ſpann ſich in kurzer Zeit ein zahlreicher Club oder eine Geſellſchaft von Freunden der Freyheit und Gleichheit an, welche ſchwuren der Freyheit und Gleichheit treu zu ſeyn, und frey zu leben oder zu ſterben. Wider alle Erwartung griff die Seuche um ſich und verbreitete ſich bis Worms und Speyer. Der nun mehr zum Sekretär des Generals Cüſtine umgeſchaffene Doktor Böhmer ſtand überall an der Spitze und eiferte über die Maaſen für die Zuſtandebringung dieſer Geſellſchaften. Noch wußte kein Menſch, was das Ding heiſſen, noch welchen Sinn Freyheit und Gleichheit für die Deutſchen haben ſollten: ob ſie beſtimmet wären ſelbſt frey und gleich zu ſeyn, oder nur die Freyheit und Gleichheit der Franzoſen befeſtigen zu helfen? Der letzte Sinn war wenigſtens dem Sprachgebrauche angemeſſener; indem man wohl Menſchen, aber nicht zufälligen Eigenſchaften treu ſeyn kann: er war auch den bisherigen Umſtänden angemeſſener, da die Franzoſen mit den Deutſchen wenigſtens feindlich umgegangen waren. Ich ſage wenigſtens, denn es kann auch etwas

mehr seyn als feindlich; nach Kriegsrecht versteht sich. Ehedem erkaufte man durch Brandschatzungen den Besitz und Genuß seines Eigenthumes: aber diesmal mußten die Stifter, Klöster und Fürsten Brandschatzung geben, und hernach macht man Miene, ihnen ihre Güter nehmen zu wollen: ob es wirklich dazu kömmt, wird die Zeit lehren. Das Volk schien auch, vielleicht aus eben diesen Gründen, keinen sonderlichen Geschmack an diesen Dingen zu haben. Bey dem sahen die Verheissungen des Doktors Böhmer ausserordentlich windig aus, und es schien daß er mehr bedacht war, sich bei den Franzosen Verdienste, als seine alten Landsleute glücklich zu machen. General Cüstine gab sich vor der Hand nicht viel mit der Sache ab, und hatte auch in der That wichtigere Dinge zu besorgen, indem, wie wir gehöret haben, der Feldzug ihm ziemlich zu schaffen machte.

Um den großen Haufen, der das Ding in stumpfer Ungewißheit angaffte, zur Erklärung zu bringen, erfanden Böhmer und ein anderer Sekretär Namens Stamm, das vehiculum der zwey Bücher, wovon das eine roth gebunden, das andere in kohlrabenschwarzem Bande mit Ketten behangen war. Durch dies

ſes ſymboliſche Poſſenſpiel, welches die Franzoſen zu erfinden zu ernſthaft geweſen waren, wollte man die Leute zwingen ſich ins rothe Buch, ins Buch der Seligen einzuſchreiben, damit ſie nicht ipſo facto der Freiheit verluſtig erklärt, und ihre Namen ins Buch der Verdammniß eingeſchrieben würden. Man ließ die Inwohner der Städte und oft affiliirten Dörfer auf die Hörſäle der Geſellſchaften entbiethen, hielt Reden, ſo gut man's konnte, überredete aber wenige. Wenn je hier und da einer ſeinen Namen ins rothe Buch hinſudelte; ſo hatte er beſondere Urſachen dazu.

Dieſe Unentſchloſſenheit des Volkes hinderte den Doktor Böhmer nicht, an der Herſtellung eines andern Symbols der Freiheit zu arbeiten, nämlich an Errichtung der Freiheitsbäume mit einer rothen Kappe am Gipfel. Ich möchte ums Himmelswillen nur wiſſen, wozu alle dieſe Symbole dienen ſollen? Bücher, Bäume, rothe Mützen, dreifarbige Bänder und Huthſchleifen? Es giebt keinen andern Zweck, als dem gaffenden Pöbel ein ſinnliches Spielwerk zu geben. Vernünftige Männer haben einen Abſcheu davor, weil ſie lächerlich und gefährlich ſind. Der wärmſte Freund der Freiheit darf nur ſeine Hutſchleife

oder sein Bändchen, das man am Knopfloche trägt, vergessen, so lauft er Gefahr gemishandelt zu werden, wenn er unter einen Haufen Unholde geräth, welche die Freiheit mit dem Prügel in der Faust predigen.

Bisher hatte, wie gesagt, Cüstine wenig Antheil an alle dem Zeug genommen: aber kaum standen die Bäume, so änderte sich die Bühne wie auf den Schlag einer Zauberruthe. Kurz darauf wurden in den drei Städten alle alten Obrigkeiten abgeschaffet, und der General ernannte aus eigener Macht in jeder derselben zween Municipalbeamten, nämlich einen Märe und einen Sachwalter der Gemeinde: für alle drei Städte und deren Gebiete wurde zu Maynz eine allgemeine Verwaltung angestellet, welche die Stelle der Landesregirungen vertrat. Die Municipaleinrichtungen auf dem Lande wurden durch Abgeordnete vom Club besorgt, und die Personen dazu von den Dorfleuten selbst gewählet. Bei Cüstine's Ernennung ward, gemäs dem System der Gleichheit, weder auf Religion noch auf Stand Rückficht genommen. So wurde in der lutherischen Stadt Worms ein Kanonicus von St. Martin Namens Winkelmann zum Märe gemacht, und sein Beige-

ordneter der Gemeindesachwalter ist gleichfalls katholisch. Dieses machte viel Aufsehen. Zum Glücke ist Winkelmann vielleicht der einzige zu diesem Amte fähige Mann, den Worms aufzuweisen hat, wenn man die Dienerschaft des Bischofes ausnimmt. Dieser, wegen seiner Talente, Thätigkeit, Redlichkeit und Wohlthätigkeit allgemein geschätzte Mann, würde nur wenige Gefährten seines Schicksals haben, die in gleichem Grade bedauert würden, wenn bei veränderter Lage der Sachen die Rache des Siegers sich auf diejenigen erstrecken sollte, welche durch ein blos angenommenes, nicht gesuchtes Amt an der neuen Ordnung der Dinge Theil genommen haben — Nachdem das Volk, welches bei der Installirung um seine Einwilligung gefraget wurde, der Ernennung des Generals seinen Beifall gegeben hatte, wurde ein neuer Freiheitsbaum mit vielem Gepränge gepflanzet, und die Zusicherung gegeben, daß die seit sechs Wochen in Landau sitzenden Geiseln, ohne weitere Forderung entlassen werden sollten, welches auch bald darauf geschah.

Nicht lange nach Ernennung gedachter Beamten, wurden die Municipalitäten mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Municipa-

litätsbeisitzern versehen und zugleich Gerichtshöfe angestellet, welche die Justiz verwalteten, während die Municipalitäten alle übrigen Gegenstände der Staatsverwaltung unter dem Einflusse der allgemeinen Verwaltung in Maynz versahen. So gut dieses alles an und für sich war; so war es doch immer nur ein Werk des Generals Cüstine; indem der Nationalkonvent noch nicht erkläret hatte, wie er's mit den Völkerschaften und Ländern wollte gehalten wissen, welche sich unter den französischen Waffen befinden. Man wußte also noch nicht, ob die Franzosen ihre Grundsätze wollten gelten machen, und ob nicht alles was Cüstine gethan hatte, widerrufen werden würde: hingegen war es bekannt, daß an andern Orten, wo diese Nation Vorschritte auf fremdes Gebieth gemacht hatte, überall sogleich mit freien Volkswahlen der Anfang gemacht wurde, während in Deutschland dieser General sich wahrhaft als Sieger und Eroberer aufführte, indem er eigenmächtig die alten Obrigkeiten sogar in den republikanischen Reichsstädten abschafte, neue einsetzte und dabei auf den kleinen Umstand nicht achtete, daß er kein einziges Individuum im Lande kannte, von dem er überzeugt gewesen wäre, daß es verdiente, zur Obrigkeit zu gehören. Ein

Clubist in Worms, der nicht begreifen konnte, wie es sich mit den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit vertrage, daß man einem Volke nach Willkühr Obrigkeiten — und diesen das Recht gab, willkührliche Gesetze zu machen, erlaubte sich zu sagen, die Freiheit sey in der Wiege erstickt, und das Volk in dem willkührlichsten Despotismus versunken. Die reformirte Parthei, die wegen der Hugenotten in Frankreich der Neuerung am meisten Freund ist, erregte darüber einen heftigen Lärmen und veranlaßte, daß die Rede, die der Mann gehalten hatte, durch die Municipalität im Amtskleide (es ist ein schwarzes Kleid mit einer dreifarbigen Schärfe) unter Bedeckung von zwölf Mann mit Ober- und Untergewehr aus seinem Hause abgeholt wurde. Nichts konnte mehr beweisen, als dieser Auftritt, daß der Mann die Wahrheit geredet hatte: denn dieses wäre bei der alten Regierung nicht geschehen. Man befürchtete ernsthafte Folgen, aber die allgemeine Verwaltung in Maynz begnügte sich mit einem Verweise, dessen Inhalt ihren Gesinnungen Ehre macht.

Man hat bemerket, daß es in Worms überhaupt am stürmischsten hergegangen.

Nebst den allgemeinen, schon erzählten Ursachen des Misvergnügens mag wohl die Verschiedenheit der Religionen auch vieles dazu beigetragen haben. Die Lutherischen, als die mächtigste Parthei, sahen sich mit Unwillen ihrer Alleinherrschaft beraubet: die Katholischen seufzten schon über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter (ich meine die geistlichen Güter) und ihrer Bedienungen am Hofe des Fürsten und bei den Stiftern. Selbst der katholische Handwerker und Krämer sah in dieser Veränderung den Verlust seiner Kundschaften: denn die Intoleranz geht bei einer wie bei der andern Parthei so weit, daß sie auf den Verschleiß der Heringe und Stockfische Einfluß hat.

Non monstrare vias, eadem nisi sacra colenti. Die Reformirten, welche allein nichts zu verlieren haben, wollen mehr seyn, als sie bisher gewesen sind, um dahin zukommen, wünschen sie sich jeden andern Herrn lieber als die alten. Wenn daher die zwo ersten Partheien wünschten, daß die Nation alles verwerfen möchte, was Cüstine bis dahin gethan hatte; so harrte die dritte auf Bestättigung. Sie harrte nicht lange: denn kaum hatte der General die Municipalitäten, und

andere Stellen, wie ich oben gesagt habe, vollends organisiret; so erschien das so lang angekündigte Dekret in Absicht auf die Völkerschaften, die unter französischen Waffen wirklich standen, oder in Zukunft stehen würden. Als das merkwürdigste Stück, das bisher in Bezug auf Deutschland erschienen ist, will ich es ganz abdrucken und dieser Schrift anhängen lassen. Nur bemerke ich, daß der dritte Absatz dahin abgeändert worden ist, daß auch privilegirte Personen zu Aemtern gewählet werden können, wenn sie zuvor schriftlich auf ihre Privilegien Verzicht leisten.

Die Nation hat zwar in diesem Dekrete nicht ausdrücklich gesagt, daß sie dergleichen Völker sich einverleiben wolle: allein das Beispiel von Avignon und jenes von Savoyen lassen schon voraus sehen, was geschehen wird. Wer mich zwinget, ein Gesetz anzunehmen, der ist schon mein Herr; und wenn er stärker ist, als ich, so räth mir die Klugheit, in allem seinen Willen zu thun. Die Franzosen werden es auf was immer für eine Art dahin bringen, daß von diesen Völkern Deputirte nach Paris gehen, und um die Vereinigung mit Frankreich ansuchen: die

Nation wird ihrer Großmuth Gehör geben, und die Bitte gewähren — dann Wehe! dem, der sich einfallen läßt, zu widersprechen: es giebt noch mehr als einen Jourdan Coupe-tête. Ich wünsche, daß jeder, den die Folgen dieses Dekretes interessiren können, diesen Gedanken nicht aus dem Sinne lasse, und sein Betragen darnach einrichte. Wenn in der Zukunft das Glück der Waffen den deutschen Armeen günstiger ist, wenn sie die Franzosen besiegen, und die Länder am linken Ufer des Rheins wiederum unter ihre vorige Herrschaft bringen; so bin ich zum voraus versichert, daß die Fürsten Deutschlands zu großmüthig sind, um diejenigen ihrer alten Unterthanen etwas entgelten zu lassen, welche als leidende Werkzeuge dieser gewaltsamen Staatsumwälzung nichts anders gethan haben, als dem Strome nachzuschwimmen, so weit er sie trieb.

Man hat sich schon vielfältig gefraget, ob die Franzosen die Städte und Gebiete von Maynz, Speyer, Worms und andern kleinern Herrschaften am linken Ufer des Rheins zu behalten gesonnen seyen, ohne daß sie zugleich Herren derjenigen Länder sind, wodurch diese Gebiete von den Grenzen Frankreichs ab-

geſondert werden? Ich behaupte das Gegentheil: daß nämlich ohne die Kurpfalz und Zweybrücken zu haben, nicht im Ernſte daran gedacht werde, etwas vom entferntern Deutſchlande zu behalten und Frankreich einzuverleiben: wenigſtens wäre es gegen alle Klugheit, ſich ſelbſt einen ſolchen Zankapfel zu erſchaffen. Diejenigen, welche einmal in das Syſtem der Freiheit und Gleichheit verliebt ſind, ohne zu wiſſen, warum, wähnen, daß dieſe kleinen Staaten Deutſchlands eine ganz unabhängige Republik ausmachen, und blos unter dem Schutze Frankreichs ſtehen könnten: allein dieſer Schutz würde für die Franzoſen zu läſtig, und für die Schutzgenoſſen zu gefährlich werden, als daß jene ihn leiſten, dieſe ihn annehmen könnten. — Wenn die Franzoſen ſich auf dieſer Seite vergrößern wollen, ſo müſſen ſie trachten, alles zu nehmen, was zwiſchen dem Rhein und der Moſel lieget: aber um dieſen Zweck zu erreichen, werden ſie weit mehr Schwierigkeiten finden, als ſie ſich wirklich vorſtellen. Es war ein Mittel, dieſe Schwierigkeiten verſchwinden zu machen: innerliche Unruhen in den Staaten ihrer Feinde; allein der Geiſt der Empörung hat ſich ziemlich verloren, und es läßt ſich nimmer darauf zählen. Dieſe

Ruhe in Europa, die gewiß kein Politiker vermuthet hat, wenn er den Krieg der Franzosen gegen Deutschland unter die nothwendigen Ereignisse zählte, hat man den Franzosen selbst zu verdanken. Diese hatten anfänglich die heiligsten Versicherungen gegeben, daß sie an keine Eroberung, an keine Erweiterung ihrer Grenzen dächten, und daß sie jedem Volke, das nach ihrem Beispiele das sogenannte Joch des Despotismus abwerfen wollte, Schutz und Beistand geben würden, ohne sich im geringsten um die Form der freien Konstitution zu bekümmern, die es sich zu geben für gut finden würde. Nun aber lautet es anders: jedes Volk, zu dem die Franzosen kommen, muß schlechterdings die französische Verfassung, (so weit sie dermalen existirt) nämlich die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, annehmen, oder nicht nur auf ihren Schutz Verzicht thun, sondern sich feindlich behandeln lassen. — Wenn ein Volk frei zu seyn wünscht, so ist es, um frei zu seyn, das ist, sich selbst nach Wohlgefallen regieren, und Gesetze machen zu können, die es seiner Lage angemessen findet; nicht aber blos die Herrschaft eines Fürsten mit der Herrschaft einer mächtigen, zahl-

reichen und unbändigen Nation zu vertauschen: da hieße es wahrlich:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare charybdim.

Die Abneigung manches Volkes gegen die französische Verfassung ist schon um so größer, als man anfängt, die Fehler derselben allgemein einzusehen. Zudem haben nicht alle Völker gleichviel Ursachen, mit dem Adel, mit der Geistlichkeit oder selbst mit ihren Fürsten mißvergnügt zu seyn, als die Franzosen hatten: der Adel hingegen, die Geistlichkeit und die Fürsten sind überall auf ihre Erhaltung eben so sehr und vielleicht mit mehr Klugheit bedacht, als es in Frankreich geschah; es läßt sich daher leicht berechnen, auf welcher Seite der Sieg seyn werde. Andere Ursachen bringen andere Wirkungen hervor: wäre der Bauernstand in Frankreich nicht unglücklicher gewesen, als es das Landvolk in Deutschland ist, so würde Mirabeau mit aller seiner Geisteskraft keine Revolution zu Stande gebracht haben. So gerne ichs den Franzosen glaube, daß sie bei ihrer neuen Verfassung glücklicher seyn würden, als sie es unter der alten ganz willkührlichen Regierung waren, wenn sie dabei ruhig seyn könnten; eben so überzeugt bin ich, daß es den Fürsten Deutschlands gar wohl möglich ist, ihren

Unterthanen ohne gewaltſame Erſchütterung und ohne einiges Opfer eine weit dauerhaftere Glückſeligkeit zu verſchaffen, als die Franzoſen jemals verſprechen können, ſo lang ſie bleiben, was ſie ſind, ein leichtſinniges, unruhiges Volk ohne Sitten. In der That ſind es nicht die Auflagen, die das Volk in Deutſchland drücken, ſondern die ungleiche Austheilung derſelben, und die Art von Erniedrigung, die für die zahlreichſte Klaſſe des Volkes damit verbunden iſt; indem es ſcheint, daß man nicht zahle, weil man Vermögen beſitzet, und damit die Koſten der Staatsverwaltung beſtritten werden können, ſondern weil man ein Unterthan iſt: denn die erſten zwo Urſachen treffen beim Adel und der Geiſtlichkeit eben ſowohl als bei dem Bauer ein. Eben ſo wenig kränket ſich das deutſche Volk über Titel und perſönliche Vorzüge des Adels; wohl aber über ſeinen Hochmuth, über ſeine Zügelloſigkeit und Ungeſtraftheit bei Uebertretung der Geſetze, während dem Volke Verachtung, Zwang und die empfindlichſten Strafen, auch bei geringen Fehltritten, zu Theil werden. Man klaget nicht über die Geſetze, ſondern über die ſchlechte Verwaltung der Juſtiz. Wenn unſere Fürſten die Leibeigenſchaft aufheben, die Güter der Geiſtlichkeit und des

Adels wie jene des gemeinen Mannes mit Abgaben belegen, beiden die Gerichtsbarkeit nehmen, die Bettelmönche nach und nach aussterben lassen, die Zahl der übrigen begüterten Mönche so weit einschränken, daß sie von ihren liegenden Gütern ohne Zehenten leben können, damit das Landvolk wenigstens eine entfernte Hofnung habe, dieser barbarischen Auflage dereinst enthoben zu seyn — wenn sie durch eine wohlorganisirte Repräsentation des Volkes, der Gesetzgebung und der Finanze das anstößige Ansehen der Willkührlichkeit nehmen — wenn sie endlich durch dergleichen väterliche Einrichtungen dem Volke die schmeichelhafte Meynung lassen, daß es einen Werth habe, und daß sie ihn zu schätzen wissen; so gewinnen sie an Einkünften und Bevölkerung, folglich an wahrer Macht, und sind der Gegenstand der Segenswünsche ihrer Unterthanen. Der Adel und der geistliche Stand werden es nicht wagen, diesen väterlichen Wohlthaten der Fürsten für ihre Unterthanen viele Hindernisse zu machen: einestheils wären sie zu schwach, anderntheils müßten sie ja befürchten, a la françoise behandelt zu werden, wovor ihnen gewiß noch mehr grauet. Wenn man aber diese Einrichtungen in Deutschland allgemein

machen wollte, so müßten nothwendig die Reichsedelleute, die Reichsstädte, die Reichsgrafen, die kleinern Reichsfürsten, die Reichsprälaten, die kleinen Bißthümer, als Worms, Speyer, Fulda, Kostanz, Augsburg, Regensburg, Freysing, Passau, Eichstädt, Trident, Brixen, Lübeck, u. dergl. den größern Staaten einverleibet werden, in denen sie dermalen ohne Zusammenhang eingeschlossen sind; während die größern geistlichen Fürstenthümer und Kurfürstenthümer, einzeln oder mehrere miteinander, wie es die geographische Lage leidet, an weltliche Fürstensöhne vergeben würden.

Wie man sich das politische Betragen der Franzosen weit erträglicher vorgestellet hatte, als es in der That ist; so hat man sich in Ansehung ihrer Sittlichkeit auf einer andern Seite betrogen. Man hatte sie sich vorgestellet, als ein ganz ausgeartetes, raub- und mordsüchtiges, zuchtloses Volk: im Gegentheile fand man noch immer die artigen Franzosen, die, sich durch eine angenehme Lebensart auszuzeichnen, im uralten Besitze sind. Wenn man bedenket, daß bei weitem der größte Theil der Armeen aus Leuten besteht, die seit drei Jahren in einer Art von Taumel

leben, und gerade aus dem bürgerlichen Tumult aus allen Ständen zusammengelaufen sind, um die Feinde ihrer Freiheit zu bekämpfen; so erstaunt man über die Zucht und Ordnung, die bei ihnen herrschet, und man kann Dank und Hochachtung den Heerführern nicht versagen, welche dieses Wunder bewirkt haben. Die Ausschweifungen, welche sich einige Freiwilligen in Speyer erlaubt haben, würden böse Folgen für die Disciplin gehabt haben, wenn nicht Cüstine die Urheber davon unerbittlich mit dem Tode gestraft hätte: ein Hauptmann und einige Gemeine waren das Opfer. Dieser General läßt nicht nach, jeden Unfug nach aller Strenge der Kriegsgesetze zu ahnden, und der Soldat, der es weiß, vergißt den Auftritt von Speyer nicht.

Die Gesinnungen der Truppen in Ansehung der neuen Verfassung sind wohl, im Ganzen genommen, einerlei: jedoch bemerkt man, daß der Freiwillige weit mehr dafür eingenommen ist, als der alte Soldat. Ein Mann, der einmal daran gewöhnt ist, Soldat zu seyn, der es war, ehe diese Neuerungen entstanden sind, fasset den Gedanken, zugleich auch Bürger zu seyn, nicht so leicht in seiner ganzen Stärke. Zudem haben die

Linientruppen Urſache, eiferſüchtig zu ſeyn: denn daß man die Freiwilligen ſo ſehr vermehret, während auf die Vermehrung der Linientruppen ſehr wenig gedacht wird, muß ihnen beweiſen, daß man auf ſie mißtrauiſch iſt, und ihnen nirgends die Oberhand laſſen will. Es läßt ſich unterdeſſen nicht geradezu behaupten, daß ſie dieſes Mißtrauen rechtfertigen: denn wenn ſie von der königlichen Familie und dem Adel mit mehr Mäßigung ſprechen, und nicht, wie die Freiwilligen vielfältig thun, den König geraden Wegs auf das Schaffot und die Königinn ins Spinnhaus ſchicken; ſo ſehe ich es für einen höhern Grad von Sittlichkeit an, den ihnen der Dienſt und der Umgang mit wohlerzogenen Leuten eigen gemacht haben. Vielleicht iſt es auch Ueberzeugung, daß alles beſſer gegangen wäre, wenn man den Adel und die königliche Familie mit mehr Glimpf und Achtung behandelt hätte. Dieſe Ueberzeugung findet neben der brauſenden Leidenſchaft der Freiwilligen noch zur Zeit nicht Platz: ſie kömmt aber unfehlbar, Gott gebe nur, daß es bald geſchehe! Die franzöſiſche Armee hat ein ſehr poſſirliches Anſehen: daß ſelbſt vom Fußvolke ein Drittheil weiß und zwei Drittheile blau gekleidet — daß dieſe verſchiede-

nen Farben ſtets untereinander gemenget ſind, das gienge noch an; allein von denen, die blau gekleidet ſeyn ſollen, hat der eine einen Rock, der andere einen Kapot, ein dritter hat weder eines noch das andere, ſondern läuft im Kamiſölchen mit. Anfangs kamen ganze Bataillone in Bauernkitteln, mit der ſchlechteſten Bewaffnung, die ein Soldat nur haben kann. Mit ſolchen Leuten haben die franzöſiſchen Generäle den erſten Feldzug gemacht, und den tapferſten Truppen in der Welt glücklichen Widerſtand geleiſtet: daraus kann man auf den Enthuſiasmus ſchlieſſen, der die Franzoſen für die Freiheit beſeelte. Die Freiwilligen ſind faſt durchgehends rohe Bauern- oder Handwerkspurſche, ſelbſt die meiſten Offiziere unter ihnen ſind eben ſo roh als die Gemeinen. Von ſolchen Leuten kann man nun freilich nicht viel Lebensart erwarten, und zwar um ſo weniger, als leider! das Bauernvolk in Frankreich bisher viel zu arm war, um ſeinen Kindern die geringſte Erziehung geben zu laſſen: unterdeſſen ſind ſie doch, eine etwas cyniſche Lebensart abgerechnet, alle höflich, und es iſt ein ſehr ſeltener Fall, daß einer ſeinen Wirth oder ſonſt Jemand beleidiget, wie bei andern Völkern in Kriegszeiten ſehr häufig geſchieht.

Dem allgemeinen Gerüchte nach haben sich die Deutschen in Frankreich ganz anders betragen, so daß man den Franzosen die Ausübung des Vergeltungsrechtes nicht ganz übel nehmen könnte; aber sie thun es nicht, wenigstens noch zur Zeit hat man kein Beispiel davon.

Daß dieser Krieg von einer ganz andern Art sey, als die vorhergehenden, das hat man gleich zu Anfang aus dem Tone abnehmen können, den die französische Nation führte, und den die kommandirenden Generäle beiderseits fleißig nachgeahmet haben — den Ton der Verachtung und des Hohnes, so daß es das Ansehen hatte, als würden wir in die Zeiten des trojanischen Krieges zurückgesetzet, wo Götter und Menschen sich ein bischen zu freimüthig behandelten. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig ist zwar nicht in beleidigenden Worten abgefasset, aber es war doch beleidigend, indem es die Verachtung ausdrückte, mit welcher dieser große Feldherr die französische Nation ansah: nämlich als einen Haufen rebellischer Bärenhäuter, die er wie schüchternes Wild zerstreuen, und wenn sie es wagen sollten, sich zu widersetzen, als Rebellen behandeln

würde. Dieſer Ton, der nach etlichen gewonnenen Schlachten ſelbſt unter den Mauern von Paris noch nicht an ſeinem Platze geweſen wäre, war es dreißig Stunden von der franzöſiſchen Grenze noch weniger: er war über die Maſen unpolitiſch. Denn fürs erſte war er eben das Mittel, die Wuth der Franzoſen noch mehr zu reizen, die weniger, als je ein Volk auf der Welt, ſich verachten laſſen, und die ſelbſt zu viel Wohlredenheit beſitzen, als ſich durch Worte ſchrecken zu laſſen. Fürs zweite kannte der Herzog die Franzoſen als ein tapferes Volk: die Verachtung deſſelben ſchien ſich daher auf die Einverſtändniſſe zu gründen, in denen er mit den franzöſiſchen Befehlshabern ſtand, und die ihn des guten Erfolgs ſeiner Unternehmung ſchon zum voraus verſicherten. Wenn dem ſo war, wie man beinahe nicht zweifeln kann; ſo war es nicht klug, ſich es auch nur von weitem anſehen zu laſſen, ſo lang der König, den man retten wollte, noch in den Händen ſeiner Feinde war: weil er, als die vollziehende Macht, dadurch in Verdacht kam, daß dieſe Einverſtändniſſe ihm nicht unbekannt ſeyen. Dieſes geſchah wirklich, und brachte die Auftritte vom 10. Auguſt hervor, die ſehr trau-

rige Folgen ſchon gehabt haben, und noch haben können.

Der franzöſiſche General Jarry drohet dem kaiſerlichen Feldherrn von Beaulieu, er werde Kortrik verbrennen, wenn ihn die Oeſterreicher nicht in Ruhe ließen: als wenn es eine Sünde wäre, im Kriege auf einander zu ſchießen. Beaulieu heißt ihn dagegen, noch ehe er ſeine Drohung ins Werk geſetzet hatte, einen Mordbrenner.

Prinz von Hohenlohe (der kaiſerliche General) ſchickte einen Trompeter mit vier Franzoſen, die ſeine Leute unbewaffnet aufgefangen hatten, an die franzöſiſchen Vorpoſten bei Landau. Die franzöſiſchen Freiwilligen, die, wie leicht zu erachten, nicht wußten, was moris iſt, feuerten auf den Trompeter und ihre eigenen Leute, die ſie vermuthlich nicht kannten. Nun ſchrieb der Prinz einen ſehr verächtlichen Brief an den General Kellermann, warf mit Schurken und Nationalhorden um ſich, begehrte Genugthuung, und erklärte zugleich, daß er keine Antwort annehmen würde: Kellermann mußte alſo die Genugthuung in mehrere Zeitungen ſetzen laſſen, wenn er wollte, daß der Prinz ſie er-

führe — und das sollte er doch wollen, weil man sonst mit Rache drohte.

General Cüstine erscheint am Rheinstrome, schreibt ein Manifest nach Hessen, in welchem er den Landgrafen einen Tirannen, Blutigel und Tiger betitelt. Wenn Achilles zu Agamemnon sagt: Du hast das neidische Aug eines Hundes, und das furchtsame Herz eines Rehes; so führt er gerade dieselbige Sprache: aber er hatte mehr Ursache, da ihm dieser die schöne Briseis weggefischet hatte. Der Landgraf von Hessen hatte dem General Cüstine noch kein Leid gethan, auch seinen Landsleuten nicht viel, indem die kleine hessische Armee, die der Landgraf selbst kommandirte, selbst nach dem Zeugnisse der Franzosen, sich durch Ordnung und Mannszucht ausgezeichnet hatte. Der General war, wie es scheint, so von sich, von seinem Ruhm und dem Werth der französischen Freiheit eingenommen, so sehr von dem Wunsche der Hessen überzeugt, dieses Glückes theilhaftig zu werden, daß er keinen Augenblick zweifelte, sie würden ihren Herrn zum Teufel jagen, um unter französischer Fahne und unter seiner Anführung zu streiten.

Um Anlaß zum Schimpfen zu haben, fieng eben dieser General das Mährchen auf,

daß der Landgraf einen sehr hohen Preiß auf seinen Kopf gesetzt habe, (wahrscheinlich ein Kompliment, das man ihm machte) und nun mußte sein Sekretär Stamm an den Landgrafen schreiben, ihn einen Menschenfleischhändler heißen, und ihm den Antrag machen, daß er seinen Herrn um die Hälfte des Preises mit der ganzen französischen Armee vor die Thore von Hanau liefern wolle. Der Landgraf war so gefällig, ihm bis nach Höchst entgegen zu gehen, und da zog Cüstine sich zurück. Ist es nicht Schade, daß ein Mann, den man vieler guten Eigenschaften halber schätzen muß, sich so weit vergessen kann?

Selbst die französischen Generäle unter sich behandeln sich auf eine ähnliche Art. Cüstine warf dem General Kellermann in einer öffentlichen Anklage Verrätherei und Feigheit vor: dieser antwortete, die Anklage sey im Rausch oder in einem Anfalle von Wahnsinn geschrieben worden. Die Sache hatte keine weitern Folgen, als daß Kellermann auf eine sehr schmeichelhafte Art von der Anklage losgesprochen, und an die Spitze der Armee in Savoyen gesetzt wurde. Sollte Cüstine es absichtlich gethan haben? Das wird die Zeit lehren: bisher (ich schreibe am Ende Dezembers) läßt sich nichts sagen.

Am 1. Jänner 1793 kamen drei Abgeordnete vom Nationalkonvent in Maynz an. In den deutschfranzösischen Städten, durch welche ihre Reise gieng, statteten sie unterwegs den Munizipalitäten Besuche ab, die Truppen stellten sich allenthalben unter Gewehr, und sie wurden mit einer ihrem Charakter angemessenen Würde, jedoch ohne Prunk und Lärmen, empfangen. Man glaubte anfänglich, daß sie gekommen wären, um die politischen Einrichtungen zu bewerkstelligen, welche auf das Dekret vom 15. Dezember vorigen Jahres folgen sollten: allein das war ein Irrthum, denn zu diesem Ende mußten nach dem Innhalt des Dekretes erst Abgeordnete des vollziehenden Rathes von Paris kommen, die keine Mitglieder des Nationalkonventes wären. Es zeigte sich auch bald, daß ihre unerwartete Ankunft einen andern Zweck haben mußte; indem es mit der politischen Verfassung weder rückwärts noch vorwärts gieng, sondern alles in dem Stande blieb, in welchen General Cüstine es vorläufig gesetzet hatte. Es war keine Rede von Urversammlungen, von Wahlen oder sonstigen Neuerungen. Daß es den Kommissären nicht an gutem Willen dazu gefehlt habe, das will ich wohl glauben, und ein bischen

Unordnung im Verfahren iſt es nicht, was einen Franzoſen aufhalten kann: allein es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſie nicht alles ſo gefunden haben, wie ſie es von Paris aus geſehen hatten. Sie ſind alle aus ehemals deutſchen Provinzen gebürtig; Reubel von Kolmar, Hausmann von Strasburg, und Merlin aus dem luxenburgiſchen Städtchen Diedenhofen (Thionville.) Der erſte und der letzte (dieſer hat ſchriftlich für den Tod des Königs geſtimmt) ſind den Leſern der pariſer Zeitſchriften als ziemliche Sturmköpfe bekannt; doch ſollen ſie viel gemäßigter, wenigſtens viel biegſamer ſeyn, als der bisher wenig bekannte Hausmann. Ein neuer Beweis von dem Satze, den Gellert in einer ſchönen Erzählung aufſtellt: daß die Polter-geiſter nicht die ſchlimmſten Leute ſind. Es iſt auch glaublich, daß das öftere Aufbrauſen der erſten mehr eine Wirkung der elektriſchen Stöße war, welche ſie täglich von ihren Mitbrüdern empfiengen, als ein Ausfluß ihres eigenen Temperaments. Dieſes wird wohl, je länger ſie von Paris entfernet ſind, immer mehr die Oberhand gewinnen, und wenn ſie aufhören, mit Donquixots-Augen zu ſehen, ſo werden ſie bald erfahren, daß alle die Siege, eroberten Länder und gewonnenen

Freunde der Freiheit, womit Cüſtine den Konvent ſo angenehm unterhalten hatte, im Lande der Realitäten von geringer Bedeutung ſind.

Die Hauptabſicht bei der Sendung dieſer Männer nach Deutſchland war wohl keine andere, als über die Lage der Armee am Rheinſtrome und über das Betragen ihres Generals genaue Kundſchaft einzuziehen — allenfalls auch über die Möglichkeit einer nähern Vereinigung dieſer Gegenden mit Frankreich ihr Gutachten zu geben. Es iſt nicht wohl anders möglich, als daß der Nationalkonvent einige Nachrichten erhalten hat, die nicht zum Vortheile Cüſtine's lauteten. Denn nichts von den frankfurter Abgeſandten zu ſagen, welche ſchon ſeit der Einnahme ihrer Vaterſtadt durch die Franzoſen in Paris waren, und den Pariſern manche Aufklärung geben konnten, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß bei weitem nicht alle Offiziere von ſeiner Armee, auch nicht die Gemeine, beſonders die Freiwilligen nicht, mit ſeinen Anſtalten zufrieden waren: das Gemurre über den eben ſo närriſchen als unglücklichen Zug nach der Wetterau war im Gegentheil faſt allgemein. Man trieb den Tadel ſo weit, daß man ihn

des Ariſtokratiſmus beſchuldigte. In der That ſchienen die Handlungen dieſes Generals etwas zweideutig, indem man mit einigem Grunde behaupten konnte, daß er die Armee der Gefahr ausgeſetzet habe, aufgerieben zu werden: auch kam es vor, als hätte er den General Kellermann blos darum angeklaget, um ihn von der Armee gegen Deutſchland zu entfernen, welches ihm auch gelungen iſt. Selbſt dasjenige was er that, um Beweiſe ſeines Bürgerſinnes zu geben, zum Beiſpiele das Manifeſt gegen den Landgrafen von Heſſen, war zu übertrieben, als daß man glauben konnte, daß es ihm wahrer Ernſt wäre. Man verſichert auch, daß der General Biron, ein biederer Mann, welcher nach dem Verluſt von Frankfurt bei der Kanonade zu Höchſt gegenwärtig war, ſeinen Kollegen Cüſtine ſehr dringend zugeredet habe, das rechte Ufer des Rheins zu verlaſſen. Ich kann dieſe Nachricht nicht verbürgen, aber die ſchnelle Rückreiſe dieſes Feldherrn an ſeinen Poſten bei Mannheim, den er bald hernach verließ um zur Armee nach Italien zu gehen — die mißliche Lage, worein der kommende Winter die Armee nothwendig ſetzen mußte, da eines Theils der Eistrieb die Abführung der Schifbrücke zu Maynz unvermeidlich und folglich

alle Unterſtützung, von Maynz aus, unmöglich machen würde, andern Theils der Beſitz von Kaſſel und dem Dorfe Koſtheim nicht Platz genug gewährten, um viele Truppen da zu halten, wo ſie, auſſer eilig aufgeworfenen Schanzen, keine Schutzwehre hatten — alles dieſes zuſammen genommen machet es wahrſcheinlich, daß Bron an den Operationen des Generals Cüſtine keinen Theil haben wollte, und, um nichts auf ſich liegen zu laſſen, dem Nationalkonvent ſeine Meynung nicht verhalten habe. Was das Betragen Cüſtine's und derer die ihn nach ſeinem Kopfe handeln lieſſen, vollends unbegreiflich machet, iſt folgende Bemerkung. Die Preußen hatten nach dem unglücklichen Feldzuge in Champagne die Luſt gegen Frankreich Krieg zu führen ziemlich verloren: was unterdeſſen in Polen vorgegangen war, gab dem Könige gegründeten Anlaß, an den Grenzen Frankreichs wenigſtens nicht die erſte Rolle fortſpielen zu wollen, und ſeine ermüdete, größten Theils kranke Armee machte es ihm nothwendig, Winterquartiere zu ſuchen. Der Landgraf von Heſſen hatte dem Herzoge von Braunſchweig erkläret, daß er ſeine Armee gleichfalls zurückziehen müſſe, und an den Kriegsoperationen keinen Theil mehr nehmen könne, indem ſeine Truppen in dem

Feldzuge zu viel gelitten hätten. Dieſer Brief ward aufgefangen und in Frankreich öffentlich gedruckt. Die Franzoſen hatten alſo, wenigſtens für den Winter zween Feinde weniger. Um dieſes Glück zu vereiteln, das für Frankreich ein wahres Glück war, fällt Cüſtine ins Heſſenland ein, zwingt den Landgrafen von neuem ins Feld zu ziehen, und den König von Preußen, dieſem Alliirten zu Hülfe zu eilen, wodurch denn die Winterkampagne unvermeidlich ward. Man kann ſagen, daß das Glück alles für die Franzoſen that, und daß ſie beſtändig ihrem Glücke entgegen arbeiteten. Ihre Lage am Rheinſtrome wäre auſſerordentlich vortheilhaft geweſen, wenn ſie ſich der Stadt Mannheim bemächtiget, oder wenigſtens die Feſtungswerke am linken Ufer des Rheins geſchleifet hätten; wenn ſie ſich dann mit dem linken Ufer des Rheins begnüget und ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf gewendet hätten, ihre Armee gehörig zu bewafnen, zu üben und zu kleiden: wenn ſie anſtatt die Mannſchaft durch beſchwerliche Tagreiſen, durch Krankheiten, die aus dieſen Tagreiſen und aus dem Mangel an Kleidung entſtanden ſind, endlich durch unnöthige Balgereien zu ſchwächen, die Armee auf 80000 Mann vermehret und zu künftigen Kriegsarbeiten hätten

ausruhen laſſen. Nun ſie aber von alle dem das Gegentheil gethan haben, fängt ihre Lage an ſehr mißlich zu werden: der Mangel reißt auf allen Seiten ein, Mangel an Futter, an Holz, an Kleidung; dabei nehmen die Krankheiten überhand, die ſie durch ihre cyniſche Lebensart noch vermehren und gefährlicher machen: denn es herrſcht in Maynz eine Unflätigkeit, die man von Huronen nicht erwarten ſollte. Der Mangel an Holz und Futter iſt eine Folge ihrer eigenen Unachtſamkeit: ſie verbrannten das Holz, um es brennen zu ſehen, und ſtreuten den Pferden mit Heu; kurz ſie hauſten anfänglich, als wenn ſie nur acht Tage im Lande bleiben und nichts hinter ſich laſſen wollten. Der Soldat wird nicht nur unwillig, ſondern auch kleinmüthig: denn da man ſich im Glücke kein Ziel ſetzte, ſondern die Welt auf einmal zu verſchlingen drohte; ſo merket er wohl, daß man darum nimmer vorangeht, ſondern zurück weichet, weil man ſich zu ſchwach fühlet, den Widerſtand zu überwinden: er ſieht ein, daß man darum aus Heſſen wieder abgezogen iſt, weil der Feind ſtärker war, und man ſich vor ihm nicht halten konnte: denn Cüſtine hatte ſich vorgenommen vom linken Ufer der Lahn Meiſter zu bleiben. Der

französische Soldat, der gerne räsonnirt, weil er keine Stockschläge zu fürchten hat, fraget warum man hingegangen sey, und beantwortet sich die Frage auf eine Art, die für den General Cüstine nicht schmeichelhaft ist. — Alle diese Bemerkungen stellen die Talente dieses Generals in kein vortheilhaftes Licht: allein was soll man von dem vollziehenden Rathe denken, der ihn so fort arbeiten und nichts als Unheil anstellen ließ? Dieser Rath mußte doch den Mann kennen, mußte diejenigen kennen, die er um sich hatte, mußte in seiner Weisheit das Gute und Böse in seinen Unternehmungen einsehen und ihm, wo er fehlte, gemessene Befehle geben können? Man sollte es glauben: aber man erinnere sich nur, daß der Nationalkonvent dekretiret hatte, keine Winterquartiere zu nehmen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis alle Feinde Frankreichs über den Rhein zurückgetrieben wären. Damals war noch ganz Belgien in den Händen der Oesterreicher, an die Eroberung von Luxenburg war noch nicht gedacht, der ganze Moselstrom war von Preußen, Hessen und Oesterreichern besetzet: welche unbesonnene Anmaßung! Es war eben so wenig wahrscheinlich, daß sie diesen Plan ausführen würden, als es wahrscheinlich war,

daß ſie ihn behaupten würden, wenn ſie ihn wirklich ausführten. Unterdeſſen ſchien das Glück dieſes Vorhaben zu begünſtigen: wenn die Armee am Rhein ſtärker geweſen wäre, wenn ſie anſtatt über den Rhein zu gehen, ſich der Moſel zu gezogen hätte; ſo würde wenig gefehlet haben, daß die Franzoſen nicht Wort gehalten hätten.

Sed Dea, quæ nimiis obſtat Rhamnuſia votis,
Ingemuit flexitque rotam.

Kaum waren die drei Kommiſſäre in Maynz angekommen, ſo ereignete ſich ein unangenehmer Vorfall für die Franzoſen: ſie wurden in der Nacht vom ſechsten Jenner bei Hochheim überfallen, verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen ungefähr 500 Mann und zwölf Kanonen, weil die Pferde nicht ſcharf beſchlagen waren und auf den glitſchenden Wegen nicht fortkommen konnten. Welche Nachläßigkeit! Der Kommiſſär Reubel, der hierauf im Club zu Maynz eine Rede hielt, um die erſchrockenen Freunde der Freiheit zu tröſten, nannte es einen Zufall. Die Freiwilligen ſollen ſich bei dieſem Gefechte nicht vortheilhaft ausgezeichnet haben: wenigſtens hat der Obriſt von Ruttberg, der

ſie kommandirte, ſehr über ſie geklaget, und ſich die Ehre verbethen, ferner ihr Anführer zu ſeyn. Die Kommiſſäre hatten ein Paar Tage zuvor, alſo gleich nach ihrem Eintritt in Maynz, nach Paris berichtet, daß die Armee am Rhein die tapferſte in der Welt ſey. Das war noch ein Reſt von electriſcher Materie aus Paris. Welcher Mann, der einen ſo wichtigen Poſten übernimmt, wird das Herz haben, ſo etwas zu behaupten, ehe er die überzeugendſten Beweiſe hat? Hier waren — noch gar keine; ich will nicht ſagen, Beweiſe vom Gegentheil — Was ſoll man von ſolchen Kommiſſären halten? Bei dieſem Vorfall war die Rheinbrücke zu Maynz wirklich abgeführt: man ſollte daher glauben, daß die Deutſchen ſich mit dieſem Vortheile nicht begnügen, ſondern etwas wichtigeres hatten ausführen ſollen. Allein es iſt wahrſcheinlich, daß man die Franzoſen an dieſem Platze blos amüſiren will, um an einem andern Orte einen wichtigern Streich auszuführen. Eine Unternehmung auf Kaſſel würde viel Volk gekoſtet und nichts genutzet haben: Koſtheim zu erobern hätte wenig Vortheil gebracht, weil es die Franzoſen unfehlbar in einen Steinhaufen verwandelt hätten. Die Hauptabſicht der Deutſchen mochte alſo wohl geweſen ſeyn, die Franzoſen hier

blos in ihre Festungswerke einzuschliessen, damit sie die in der Gegend von Hochheim rückwärts kantonirende deutsche Armee nicht beunruhigen könnten. Die Franzosen dachten wahrscheinlich anders und schrieben der Ohnmacht der Deutschen zu, was diese aus weisen Gründen thun konnten: wenigstens läßt sich aus den Einrichtungen, die sie im politischen Fache machen, schliessen, daß sie ganz sicher glauben, Niemand könne sie mehr aus diesen Gegenden vertreiben. Gleich bei Anfang dieses Jahres ergieng an alle Stifter und Klöster in den Städten und Gebieten von Maynz, Speyer und Worms von Seiten der allgemeinen Verwaltung in Maynz der Befehl ein Verzeichniß ihrer Einkünfte von zehen Jahren her nach Maynz einzuschicken. Dieser Befehl machte vieles Aufsehen: da man nicht wußte, wohin er zielte, so stellte man sich das Schlimmste vor; indem man einmal schon keine gute Meynung von den Franzosen hatte. Man fürchtete daher, daß es darauf angesehen war, alle geistliche Güter, wie es in Frankreich geschehen war, auch in Deutschland einzuziehen und den bisherigen Besitzern bestimmte Jahrgehalte auszuwerfen. Wenn aber dieses wirklich geschehen sollte, so besorget man mit gutem Grunde, daß noch ein

ander Unheil daraus entstehen werde: es sind nämlich ausser den Domstiftern deren Güter groſsen Theils am rechten Ufer des Rheins liegen, die Klöster und Stifter durchgehends nicht sehr begütert und besitzen ebenfalls vieles auf derselbigen Seite; es ist dahero zu fürchten, daſs wenn die Franzosen dieses einsehen, sie einen groſsen Theil der Geistlichkeit übern Rhein schicken werden, um nicht mehr an Pensionen zahlen zu müssen, als sie an Einkünften gewinnen. Man kann sich leicht einbilden, wie es, bei solchen Aussichten, der Geistlichkeit zu Muthe war. Die Bestürzung und der Jammer ward aber allgemein, als die Proklamation des Generals Cüstine vom dritten Jenner bekannt wurde, worinn er, wie man zu sagen pfleget, gerade zu ad rem geht, und den Verkauf der geistlichen Güter ankündigt. Die Gelegenheit zu dieser äusserst übereilten Erklärung war folgende: Die Franzosen hatten bisher das Landvolk mit Fuhren und Lieferungen aller Art sehr mitgenommen und alles mit Scheinen bezahlt, welche nach einem Dekrete des Nationalkonvents mit Assignaten sollten ausgewechselt werden. Die Bauern, denen es weder mit Scheinen noch mit Assignaten gedient war, und welche baares Geld zu sehen wünschten,

führten ihre Früchte nach Mannheim und wollten sich dadurch ausser Stand setzen, mehr etwas an die Franzosen liefern zu können. Cüstine, der die Folgen dieser Ausfuhr fürchtete, verboth sie bei Strafe der Konfiskation. Um aber seine Popularität beizubehalten, sagte er: „ Wir werden Euch eine Entschädigung „ vorschlagen, die Euch in Stand setzet, „ Euch liegende Güter anzuschaffen. Ihr „ sollet nämlich durch den Ankauf, den ihr „ mit den Euch gegebenen Empfangscheinen „ machet, Antheil an jenen Grundstücken be„ kommen, welche durch den unrechtmäßigen „ Besitz so vieler Jähre sich in den Händen „ jener Geistlichen, jener religiösen Körper„ schaften befanden, die auf die Unwissenheit „ der Völker gestützet, im Namen des Him„ mels den schönsten Theil der Erdengüter „ sich zueignete. “ (in diesem emphatischen Predigerton sind alle Proklamationen abgefasset, die unter Cüstine's Namen erschienen)

„ Die bescheidenen und tugendhaften „ Seelsorger “ fährt er fort, „ durften es „ kaum wagen, sich jenen im Schooße der „ Weichlichkeit eingewiegten Wollüstlingen „ zu nahen.

„Ich kündige Euch an, daß nicht nur „die Fourage, welche Ihr uns liefern, son„dern auch die Fuhren, welche Ihr für uns „thun werdet, Euch künftig von der fränki„schen Republik vergütet werden sollen. Ver„gleichet diesen Umstand mit der Lage der „Völker, in deren Landen die Armeen unse„rer Feinde sind, und urtheilet selbst, ob „das Eure Freunde sind, die Euch von uns „zu entfernen suchen.“

„Die Franken haben sich nur darum be„wafnet, um diesen und ähnlichen Beschwer„den abzuhelfen“ u. s. f. Das heißt mit an„dern Worten: die Franken sind in die Fuß„stapfen weiland Ritters Douquixotte getre„ten; sie sind les redresseurs des torts, les répa„rateurs des injustices. Man hat Mühe zu fin„den, was das heissen soll. Erst sagt der Ver„fasser dieser kauterwälschen Proklamation, die Franzosen würden alles mit geistlichen Gütern bezahlen: um aber die Pfarrer, die gleichfalls Güter besitzen, durch diese Ankündigung nicht scheu zu machen;

Frontis ad urbanæ descendit præmia,

so machet er ihnen im Vorbeigehen ein Kom„pliment das, wie alle Komplimente, nichts

heißt. Zuletzt saget er, daß alles von der fränkischen Nation würde bezahlet, oder vergütet werden. Wenn dieses sich zu dem vorhergehenden schicken soll; so kann es nichts anders heissen, als daß alle geistliche Güter von nun an ein Eigenthum der fränkischen Nation sind. Bei solchen Erklärungen können die Franzosen noch nimmer, und zwar ohne schamroth zu werden, behaupten, daß sie nichts erobern wollen, daß sie gekommen sind, um dem Beschwerden der Völker abzuhelfen u. drgl. m. Die allgemeine Verwaltung von Maynz hatte dem General Cüstine Vorstellungen wegen der Verschleuderung der kurfürstlichen Mobilien und der öffentlichen Gelder gemacht: sie hatte sich darauf gegründet, daß alle dieses ein Eigenthum der maynzischen Nation und nicht der Franzosen sey (der einzige Grund, von dem ihr die neue Ordnung der Dinge Gebrauch zu machen erlaubte) allein Cüstine antwortete: Der Staat von Maynz gehört der fränkischen Republik. Bei alle dem keine Eroberung! — Was unterdessen Cüstine vom Verkauf der geistlichen Güter gesaget hat, könnte allem Ansehen nach den zweiten Band zur Geschichte der Bärenhaut machen, und in so fern ist das Ding überaus lustig anzuhören: allein wenn es so

kömmt, wenn Cüſtine mit dem Verkauf der Güter nicht Wort halten kann, was bleibt denjenigen für eine Hofnung, die ſeine Scheine in Händen haben? — Keine! Ihr habt die Freiheit angenommen, wird es heiſſen, habt Freiheitsbäume, dreifarbige Bänder und Hutſchleifen, rothe Mützen und dergleichen gehabt, ihr habt alſo für euch ſelbſt gethan, was ihr gethan habt. Um euch die Freiheit zu geben und euch dabei zu erhalten, haben wir unſer Blut und unſere Schätze mit einer beiſpielloſen Großmuth verſchwendet — wenn jemand neue Entſchädigung begehren kann; ſo ſind es am Ende noch die Franzoſen.

Man hat den Kunſtgriff bemerket, deſſen ſich die erſte Nationalverſammlung bediente, um der Revolution Anhänger zu verſchaffen. Sie ſchuf Papiergeld, die berufenen Aſſignaten, denen die Staats- und geiſtlichen Güter zum Unterpfande gegeben wurden. Wer nicht in Gefahr kommen wollte, nach Verlauf einiger Zeit einen großen Theil ſeines Vermögens in unwerthes Papier verwandelt zu ſehen, wie es zur Zeit des Regenten mit den Bankzetteln des berüchtigten Ritters Law gegangen war, der mußte der Revolution anhängen, damit nicht dieſe Güter wiederum an ihre vo-

rigen Besitzer zurückfielen. Eben dieses Spiel beginnet nun auch in Deutschland gespielet zu werden. Wer solche Lieferscheine hat, der muß wünschen, daß die Franzosen im Lande bleiben, und daß es mit dem Verkauf der geistlichen Güter zur Wirklichkeit komme: so ungerecht ihm dieser Verkauf scheinen mag; so wird er ihn doch dem Verluste seines eigenen Vermögens vorziehen.

So wenig ich glaube, daß die Franzosen ihre Absicht erreichen werden; eben so wenig zweifle ich mehr, daß sie sich wirklich als Herren dieser Länder ansehen. Wenn sie bei alle dem immer noch behaupten, sie seyen gekommen um Deutschland frei zu machen; so ist das blos ein Kompliment das sie sich selber machen, und das wiederum nichts heisset. Auch Alexander der Große machte seinen Soldaten vor der Schlacht bei Arbela das Kompliment, daß sie die Befreier Asiens wären, indem er den König der Perser vom Throne stieß und sich darauf setzte. Die gepriesene Freiheit, und Unabhängigkeit, womit die Franzosen das deutsche Volk zu locken suchen, besteht blos in einem Wortspiel: Wir geben Euch die Freiheit, heisset weiter nichts anders, als, wir geben Euch unsere Gesetze,

welche die Geſetze eines freien Volks ſind. Wenn es für alle Völker der Welt ein Glück wäre, frei zu ſeyn; ſo wäre es für die ganze Welt ein Unglück, daß die Franzoſen, welche ſich damit brüſten, daß ſie die Welt frei machen wollen, es damit anfangen, allen Nationen gerade ihre Freiheit aufzudringen, und daß ſie voraus erklären, gar keine Art von Modifikation zulaſſen zu wolln. Dieſe Erklärung iſt wirklich da: alle Völker ſollen das Dekret vom 15ten December ohne Ausnahm und Einſchränkung annehmen. Die Philoſophen, beſonders die franzöſiſchen, machen es der chriſtlichen Religion zum Vorwurfe, daß ſie ſo ausſchlieſſend iſt und keine andere Religion neben ſich dulden will: es iſt dahero ſehr auffallend, daß ein ganzes Kollegium franzöſiſcher Philoſophen im politiſchen Fache denſelben Vorwurf ſich zuziehen konnte. Man hat geſaget, die franzöſiſche Verfaſſung überhaupt ſey ein Werk des Pöbels und der Philoſophen: es bleibt nur noch zu unterſuchen übrig, ob jener das Sprachrohr der Philoſophen, oder dieſe das Organ des Pöbels waren. Wenn hie und da der Pöbel der Verſammlung ein Geſetz abzuzwingen ſchien, ſo weiß man, daß er durch den Club der Jakobiner inſpiriret war, und im Club der Jako-

biner saßen die Häupter der Nationalversamm-lung. Im ganzen hat diese Verfassung blos den Schein der Philosophie, unter welchem das Werk der niedrigsten Leidenschaften ver-borgen lieget. Mirabeau wollte sich am Hofe, und an dem Adel rächen: er verachtete die Geistlichkeit, und wollte sie vertilgen. Seine Rache würde dem Ehrgeitz und der Habsucht zuletzt Platz gemacht haben: er fieng schon an, sich mit dem Hofe auszusöhnen. Andere, die dabei ihre Rechnung nicht fanden, schaften ihn aus der Welt. Was Mirabeau aus Nebenabsichten gemacht hatte, wurde nun von mittelmäßigen Köpfen für ein Meisterstück des Genies angesehen und im ganzen Ernste dafür angenommen. Sie waren zu weit in den Irrgarten geführt worden, und Theseus der den Leitfaden gehabt hatte, war nicht mehr: man arbeitete sich also, um mich der Worte eines berühmten Geschichtschreibers zu bedie-nen, immer tiefer in den Unsinn hinein.

Wenn jeder rechtschaffene Mann, der die-sen Jammer ansieht, selbst die französische Nation bedauert, wie viel mehr muß er ihre Nachbarn bedauern, welche in Gefahr sind, mit in diesen Greuel der Verwüstung hinein-gezogen zu werden, Unterthanen eines Volkes

zu seyn, das weder Gesetze, noch Sitten noch Religion hat? Ich sage aus gutem Grunde, Unterthanen: denn was wird es die Deutschen nützen, einige Deputirte in dem Nationalkonvent zu Paris zu haben, wo sie sich an der Zahl höchstens wie eins zu hundert verhalten? Ein Mann der sein Leben damit zugebracht hat, gründliche, bei Verwaltung eines ansehnlichen Amtes unentbehrliche Kenntnisse zu erwerben, besitzet selten eine fremde Sprache in dem Grade der Vollkommenheit, daß er unter so viel geläufigen Zungen und oberflächlichen Köpfen, mitten im Tumult des pariser Pöbels auf den Tribunen, seinen Gedanken Kraft verschaffen könnte, in einer Versammlung, wo die Mehrheit der Stimmen alles entscheidet, und wo die Mehrheit der Stimmgeber den Redner kaum versteht. Herrschen ist der Hauptzweck der Franzosen: sie lieben die Freiheit, sagt der ehemalige Finanzminister Necker in seinem Buche von der vollziehenden Macht, aber um andern gebiethen zu können: sie sprechen mit Inbrunst von dem Gesetze, aber um es andern vorzuschreiben, nicht um ihm selbst zu gehorchen: sie wollen eine Republik, aber sie soll so groß als die ganze Welt, und, setze ich hinzu, Frankreich der Mittelpunkt davon seyn.

Es muß wohl wahr seyn, was dieser große Mann behauptet; denn nur auf diese Art läßt sich das Betragen der Franzosen erklären. Welches Recht haben sie sonst, die Güter der Reichsstände und der Geistlichkeit für ein Eigenthum der französischen Republik anzusehen, als das Recht des Stärkern? Wenn ausser dem mit diesen Gütern eine Veränderung vorgehen soll; so muß es selbst nach französischen Grundsätzen einzig und allein durch die Deutschen geschehen, ohne daß die Franzosen sich im geringsten darein mischen: es wäre dann, daß jene zuvor erkläret hätten, wie Savoyen ein französisches Departement, und mit den Neufranken ein Volk seyn zu wollen. Denn nach französischen Grundsätzen sind die geistlichen Güter ein Eigenthum der Nation in deren Gebiethe sie liegen. Ob dieser Grundsatz ganz richtig ist, will ich nicht untersuchen: jedoch dünket mir, es sey Wahrheit daran, und die Franzosen haben blos in der Anwendung gefehlet. Mehrere deutsche Fürsten (von den Zeiten der Reformation will ich gar nicht reden) haben vor kurzem einige Klöster aufgehoben und die eingezogenen Güter zu anderm Gebrauche verwendet: so machten es Kaiser Joseph II. und der jetzt regierende Kurfürst von Maynz. Dieses konnten sie

nun in Kraft der ihnen zustehenden Souveränetätsrechte oder Landesoberherrlichkeit thun: nun ist die Souveränetät, nach der Lehre des neuen preußischen Gesetzbuches, welches unter den Augen eines unumschränkten Königs verfasset worden ist, von dem Volke auf den Fürsten übertragen worden; ursprünglich hatte also das Volk die Rechte, die nun der Fürst ausübet, und dieser übet sie aus im Namen des Volkes. Nachdem die Franzosen erkläret hatten, daß Frankreich eine Monarchie sey und das Recht der Thronbesitzung allezeit auf dem Erstgebohrnen vom Hause Bourbon hafte; so mußten sie es bei der Erklärung, daß die geistlichen Güter ein Eigenthum der Nation seyen, bewenden lassen, und dem Könige heimstellen, in wie fern er's zum Besten des Staates nützlich oder nothwendig finden würde, von diesem Staatsgesetze Gebrauch zu machen. Ferner, wenn diese Güter ein Eigenthum der Nation sind; so hatten diejenigen welche im Besitze und Genusse davon waren, mit der Nation, oder welches einerley ist, im Namen der Nation mit dem Könige kontrahirt: dieser Genuß und Besitz war ihnen auf ihre ganze Lebenszeit versichert worden und man mußte ihnen Wort halten; weder der König noch die Nation konnten also mit Recht mehr thun, als

die Nutznießer aussterben zu lassen und ihre Plätze nimmer zu besetzen.

— — — Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Was das Benehmen der Franzosen in Ansehung der Geistlichkeit und ihrer Güter ganz unbegreiflich, und das Maas der Ungerechtigkeit voll machet, ist, daß die Stifter und Klöster in Worms und Speyer schon mit entsetzlichen Brandschatzungen hergenommen worden sind, folglich das Recht, im ruhigen Besitze ihrer Güter zu bleiben, theuer genug gekaufet haben. Sie waren, so bald man ihre Güter angriff, berechtiget, die Brandschatzung zurück zu fodern, und, wie man saget, thaten sie es auch: alleln der General Cüstine soll ihnen geantwortet haben, daß er sich die Freiheit nehme, nicht darauf zu antworten. In der That hatte er Recht, sich diese Freiheit zu nehmen: denn er konnte nichts antworten, er mußte denn sagen, daß einem Räuber alles erlaubet sey. Wenn Cüstine die deutsche Nation zuvor darum befraget, wenn er ihre Entschliessung abgewartet hätte, wie es mit Staatsgütern sollte gehalten werden; so wäre er wenigstens nach den

Grundsätzen seiner Nation gerechtfertiget: allein da er aus eigener Machtvollkommenheit, die er sich anmaßte, that, was ihm nur immer einfiel, und sich weder um den Beifall noch um den Widerspruch der Nation im geringsten bekümmerte; so kann man nicht anders glauben, als daß er dieses Volk mit der äussersten Verachtung ansah und behandelte. Es ist den Franzosen von jeher eigen gewesen, alles zu verachten, was nicht Franzose war: der unzeitige republikanische Stolz und der Ruhm, den sie sich jetzo zueignen, Reformatoren der Welt zu seyn: muß sie nothwendig in ihrem Eigendünkel bestärken. Unterdessen ist doch überall wenn uns die Nachrichten nicht betrügen, mit etwas mehr Ordnung verfahren worden, als am Rheinstrome. Ob dieser Unterschied seinen Grund in dem Charakter des Generals, oder in der Meynung habe, die er und seine Landsleute überhaupt von den Deutschen hegen, das weiß ich nicht bestimmt anzugeben: vielleicht trägt beides dazu bei.

Der Karakter der Deutschen überhaupt ist seit der Reformation ausserordentlich verstaltet. Die unseligen Kriege, welche über hundert Jahre fast in einem fortwährten, nicht von Land zu Land, sondern von Stadt

zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus geführet wurden, und ſich nicht eher endigten als bis halb Deutſchland eine Wüſtenei war, haben dieſes Land erſtlich in zwo Hälften getheilt, deren Beſtandtheile wiederum nicht durch ihre geographiſche Lage, ſondern durch Meynungen zuſammen hiengen. Der weſtphäliſche Friede, der den Ständen Deutſchlandes eine beſondere Selbſtſtändigkeit und beinahe gänzliche Unabhängigkeit vom Reichsoberhaupte verſchaffet hatte, legte den Grund zur Auflöſung der politiſchen Bande, wodurch die Glieder des Reichskörpers unter ſich mit dem Kaiſer zuſammenhiengen. Nach dem Laufe der Natur, die im Moraliſchen wie im Phyſiſchen einerlei Gang hat, mußte dieſe Auflöſung ſehr ſchnell gehen: allein die Vorurtheile der Religion hielten wenigſtens eine und die andere Hälfte noch in einer Art von Zuſammenhang und gemeinſamen Intereſſe's. Nun aber, da die religiöſen Vorurtheile ſelbſt nur noch einen politiſchen Werth haben, iſt der Zuſammenhang der deutſchen Reichsſtände weiter nichts anders mehr, als das Reſultat ihres wechſelſeitigen beſondern Intereſſe's: und da das Volk wenig oder gar keinen Theil an dem Intereſſe ihrer Regenten hat; ſo iſt es auch auſſer Verbindung gekommen und je-

der große oder kleine Theil desſelben egoiſtiſch geworden. Die verſchiedenen Völker Deutſchlandes, die Schwaben, Franken, Sachſen u. ſ. f. haben, im ganzen genommen, mehr oder weniger eigenen Charakter, je nachdem ihre Beſtandtheile mehr oder weniger Zuſammenhang unter ſich haben. Keines der deutſchen Völker hat weniger Charakter, als die Rheinländer: großer Laſter eben ſo unfähig als großer Tugenden, mit keiner hervorſtechenden Leidenſchaft begabt, ſcheint ihr größtes Glück zu ſeyn, einen weiſen Regenten zu haben, der ihre Schwäche und ihren Leichtſinn durch gute Geſetze leitet. Ob dieſe Uneigenheit der Rheinländer eine Wirkung des Clima's, unter dem ſie wohnen, oder irgend einer andern Urſache ſey, will ich nicht entſcheiden. Die Luft iſt etwas ſchlaff und fieberhaft, die Erdgewächſe ohne beſondere Kraft, und ſelbſt die beſten Weine des Landes, wegen ihrer unbezwinglichen Säure nicht von einer Eigenſchaft, die viel Schnellkraft geben kann. Zu dieſen phyſiſchen Urſachen geſellen ſich einige moraliſche, die der Bildung eines Nationalcharakters eben nicht günſtig ſind. Der mäßige Strich Landes, welcher zwiſchen dem Rhein und der Moſel lieget, und etwa dreihundert Quadratmeilen hält, iſt, die Reichs-

ritterſchaft ungezählt, in mehr als zwanzig Herrſchaften und Staaten vertheilt, welche alle mit Ausnahm der zwo Reichsſtädte Worms und Speyer unumſchränkt beherrſchet werden. Dieſe Staaten durchkreutzen ſich dergeſtalt, daß man nur ſelten vier oder fünf Stunden Wegs machen kann, ohne mehrerlei Gebiethe zu betreten. Die kleinen Landſtädte und Dörfer, welche aneinander ſtoßen, ſind alſo einander fremd, und anſtatt ein gemeinſames Intereſſe zu haben, trennet ſie immer Eiferſucht und ſtille Feindſchaft von einander. Wenn große Nationen ſich mit erhabenem Stolze anſehen, und ihre Volksangelegenheiten durch furchtbare Heere zu ſchlichten drohen; ſo bleibt dieſen Ameishäufchen nichts übrig als elende Neckereien de glande legenda, welche der Dorfſchulz in Ordnung bringt, oder Etikets- und Jurisdiktionsſtreitigkeiten, die mit der Feder ausgefochten werden. Dieſes vermehret, wie man leicht denken kann, die Prozeſſe ins unendliche: Herrn und Unterthanen ſtecken beſtändig bis über die Ohren darinnen, und ehe einer ausgehen kann, ſind ſchon zwanzig andere am Kammergerichte oder beim Reichshofrath. Auch das gemeine Volk unter ſich iſt ſehr zänkiſch und prozeßſüchtig: daher die Obrigkeiten in großer Men-

ge sind, und beständig die Hände voll zu thun haben. Nicht einmal ein gemeiner Landsname, als Schwabe, Franke u. dergl. erinnert den Rheinländer, daß er mit seinem Nachbar zu einem Volke gehöre: er weiß, daß er seines Herrn leibeigner Unterthan ist, weiter denkt er nicht. Die Verschiedenheit der Religionen, wovon die eine hier, die andere dort herrschet, oder herrschen will, vermehrt noch die Gegenstände armseliger Streitigkeiten. Wenn ein Volk sich immer mit kleinen Vorwürfen abgeben muß, wann es in einer moralischen Unmöglichkeit lebt, jemals einen großen Gedanken zu haben; so ist es kein Wunder, wenn seine Charakteristik so klein und schwach ausfällt, daß man sie kaum bemerket.

Die Pfalz als das größte der Länder am Rhein, sollte zwar eben dieserwegen eine Ausnahme von der Regel machen: allein dieses Land hat seine eigenen Gebrechen im politischen Betracht. Ausser der reformirten Geistlichkeit hat es keine Mittelmacht zwischen dem Fürsten und dem Volke. Die Gegenstände dieses schwachen Landstandes, wenn ich ihn so nennen darf, schränken sich auf reformirte Kirchendisciplin, die Verwaltung der geistlichen

Güter und Besetzung geistlicher Stellen ein: anstatt also, daß sein Daseyn von einer vortheilhaften Wirkung für den Nationalcharakter seyn sollte, trägt er nicht wenig bei ihn zu degradieren; indem er durch seine elenden Zänkereyen mit den übrigen Religionspartheyen und dem Landesherrn selbst nur die Menge der Armseligkeit vermehret, und die verschiedenen Religionspartheyen in beständigem Mistrauen und in einer stillen Feindschaft unterhält. Diese Zänkereyen haben niemals das Wohl des Staats, welches die Geistlichen von jeher sehr wohl vom ihrigen zu unterscheiden wußten, sondern allezeit den Vortheil einer oder der andern Sekte, oft auch das Privatinteresse eines Individuums zum Gegenstande. Es wird des Bücherschreibens kein Ende über den Zustand der protestantischen Kirche in der Pfalz und über ihre Beschwerden gegen die Regierung. Ein anderes Uebel, dessen Wirkungen die Pfalz noch lange fühlen wird, waren die öftern Religionsveränderungen der Regenten, welche allezeit alles was nicht ihrer Meynung seyn wollte, geradezu zum Lande hinaus jagten und die Plätze mit Fremdlingen besetzten, die ihrer Religion zugethan waren. Auf solche Art verlor der Staat die alten Familien, welche Vaterlandsliebe hatten,

und bekam dafür Ausländer, welche nicht am Lande, sondern an einträglichen Aemtern hiengen, die sie wieder verlieren mußten, wenn der Nachfolger ihres Wohlthäters einer andern Religion war. Das Wegjagen aus dem Lande hatte zwar mit dem Anfang der katholischen Regentenlinie ein Ende: allein da hingegen auffer blos geistlichen Stellen alle Aemter mit Katholiken besetzet zu werden anfiengen, unter denen im Lande, wegen ihrer geringen Anzahl keine große Auswahl statt hatte; so mußten nothwendiger Weise abermals fremde in großer Menge ins Land gezogen werden, und einheimische ihr Glück anderwärts suchen. Auf solche Art wurde das Land mit lauter Egoisten überschwemmet die alle nach Aemter geitzen, die sie fast durchgehends mit großen Summen kaufen und sich dann durch allerhand Mittel schadlos zu halten trachten. Egoismus, Titel- und Amtssucht sind die hervorstechenden Züge des Charakters der Pfälzer. Man muß etwas seyn, sagen Leute, die von selbst nichts sind. Dieses ausserordentliche Bestreben nach Titeln ist die Stimme der innern Ueberzeugung von persönlichem Unwerth; es ist aber beinahe in ganz Deutschland allgemein. Der jetztregierende Kurfürst hat mit dem besten Willen an Em-

vorbringung ſeines Landes gearbeitet. Während er die Schulden ſeiner Vorfahren bezahlte, fand er noch Mittel, ſeine Hauptſtadt zu verſchönern. Er rufte Künſte und Wiſſenſchaften aus fremden Ländern, ſtiftete Akademien, legte Bibliotheken und Naturalienkabinete an, und verſchafte dadurch ſeinen Unterthanen Mittel, ſich zu bilden. Allein es hat ihm nicht gelungen ſeinen Zweck zu erreichen. Alle Monumente, die dieſer Fürſt errichtet hat, ſind Werke der Ausländer, alle Künſtler, die noch leben und einen Namen haben, ſind Ausländer, die größten Theils von den Gutthaten des Kurfürſten leben, und mit denen auch Kunſt und Geſchmack im Lande ausſterben werden, da die Reſidenz des Kurfürſten nach München verlegt worden, und nimmer zu erwarten iſt, daß ihr Abgang auf Koſten des Landesherrn wiederum aus der Fremde werde erſetzet werden. Daß ſie in der Pfalz ſelbſt nachwachſen werden, iſt gar nicht zu hoffen: Præter laudem nullius avarus iſt in dieſem Lande ein hirco cervus; hæc eſt aerugo mera. Es giebt zwar Mittel, dieſem Lande aufzuhelfen und es zur Würde emporzuheben, wozu es die Natur beſtimmet zu haben ſcheint: allein ſie werden alle fehlſchlagen, ſo lange nicht der hohe und niedere Reichsadel, der

darinn begütert ist, landsäßig gemacht wird. Dann erst können die ersten Aemter des Staates mit Innländern besetzet werden, da sie es jetzo mit Fremden sind: denn ein Reichsritter, wenn er auch sein Gütchen unter den Mauern von Mannheim hat, ist in der Kurpfalz fremd. Er nimmt ein Amt an, weil er gut dafür bezahlet wird: er ist stolz darauf es zu haben, nicht weil er glaubt, das Amt ehre ihn, sondern weil er sich überredet, dem Amte und dem Fürsten der es ihm gegeben hat, Ehre zu machen. Als ein Simulacrum eines Reichsstandes, das er zu seyn wähnet, jalousiret er mit seinem eigenen Herrn, und wenn das Wohl des Staates, der ihn bezahlt, seinem eigenen Interesse nicht gerade zuwider ist, welches oft der Fall ist, so hat er wenigstens keine Ursache jenes zu befördern, weil er nichts dabei zu gewinnen hat. Eine Verrätherei selbst kann ihm nur nützen, weil sie gewöhnlich gut bezahlet wird; niemals schaden, wenn sie auch das Verderben des Landes zur Folge hätte. Gegen die Unterthanen seines Herrn ist er stolz, weil er sie nicht als seine Mitbürger ansehen kann, indem er selbst dergleichen als Leibeigene unter seiner Herrschaft hat. Ein Fürst muß Minister haben, und das Vorurtheil will, daß es Edelleute seyen: wenn er

also dergleichen Leute nicht in seinem Lande hat, wie in der Pfalz keine sind; so kann man sich vorstellen, wie weit er mit dem besten Willen kömmt.

Die hochstiftischen Länder sind in diesem Stücke noch weit schlimmer daran, da nicht nur die ersten Aemter des Staates, sondern der Fürstenstuhl selbst mit lauter Reichsrittern besetzet werden. Wenn in einem erblichen Fürstenthume auch ein fremder Edelmann wo nicht an das Land, doch an den Fürsten eine gewisse Anhänglichkeit gewinnet, weil dieser jung ist und ein langes Leben verspricht, oder weil sein Nachfolger zugleich sein Sohn ist und hoffen läßt, daß er die Verdienste belohnen werde, die ein Mann sich bei seinem Vater gemacht hat; so fällt dieses alles in einem geistlichen Staate weg, wo der Nachfolger mit dem Vorfahren gar nichts gemein hat, und wo es oft bei jenem ein Verdienst ist, diesem mißfallen zu haben. Ein Regent darf kein Egoist seyn, und die Geistlichen sind es überhaupt, zumal wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, wo das Gefühl der edelsten Leidschaft, der Liebe, stumpfer, und nicht durch Vaterliebe, sondern durch Habsucht und Ehrgeitz ersetzet wird. In diesem Falle sind bei-

nahe alle Biſchöfe, ſchon wenn ſie es werden: ſie ſind zu ſehr von dem Glücke Fürſt zu ſeyn, wornach ſie lange geſeufzet haben erfüllt, als daß ſie ſich mit was andern als mit ſich ſelbſten beſchäftigen könnten. Dieſes alles lieget in der Natur. Zeiget nun der Fürſt wenig oder gar keine Liebe für ſein Volk, ſo wäre es ein Wunder, wenn dieſes den Fürſten liebte.

Miraris, quum tu nummis poſt omnia ponas,
Si nemo præſtet, quem non mereatis amorem?

Die Unterthanen geiſtlicher Staaten leben dahero überhaupt (es giebt Ausnahmen von der Regel) in beſtändiger Hofnung des Wechſels, an den ſie ſchon gewöhnt ſind. Da immer nur ſehr wenige Menſchen mit ihrem Schickſale zufrieden ſind; ſo hoffet jeder bei einem neuen Fürſten ſein Glück beſſer zu machen. Man ſieht dahero dem Ende eines Regenten jedesmal mit Ungeduld entgegen. Dieſem Schickſale ſind die Kurfürſten von Maynz mehr als irgend ein geiſtlicher Regent ausgeſetzet: ſie wären Muſter von guten Fürſten; ſo haben ſie doch in den Augen ihrer Unterthanen alle Fehler, wenn ſie lange regieren. Die Zahl der Regierungsjahre eines Kurfürſten von Maynz beſtimmet das Maas der Ergebenheit und Liebe, mit welchem ſein Nach-

folger aufgenommen wird, in gradem Verhältniſſe.

Dixit adhuc aliquid? Nil ſane! Quid placet ergo?
Exſpectata diu novitas.

Wenn der jetzige Kurfürſt ſeinem bereits erwählten Nachfolger, dem Coadjutor von Dalberg, vor dem Ausbruche des Krieges Platz gemacht hätte; ſo würden die Franzoſen bei weitem nicht ſo viele Anhänger gefunden haben, als ſie deren wirklich fanden. Denn in dem Mainzer Club ward des H. v. Dalberg immer mit Glimpf, oft mit Hochachtung gedacht, während die auffallendſten Schmähungen das Loos des Kurfürſten waren. Dieſes giebt einen zweyfachen Beweis von ihrem Leichtſinne: denn eines Theils erheiſchte das hohe Alter des Kurfürſten nur noch eine kurze Geduld; andern Theils iſt auch der Coadjutor nimmer jung und ſein Nachfolger noch unbekannt.

Ich bin weit entfernet, ein Volk zu tadeln, welches, aus Ueberzeugung ſeine Sache zu verbeſſern, eine Veränderung in der Regierungsform wünſchet oder annimmt; denn das Glück der Menſchen iſt der erſte Zweck des ge-

ſellſchaftlichen Lebens: wenn aber Haß oder Liebe für einzelne Perſonen, wenn Partheyſucht die Triebfedern ſeiner Handlungen ſind, wie es in Maynz, Speyer und Worms wirklich war; dann, glaube ich, wird kein vernünftiger Menſch ihm ſeinen Beifall geben. Ich will nicht unterſuchen, in wie fern dieſe drei Völkerſchaften Urſache hatten, eine ſolche Veränderung zu wünſchen; daß es geiſtliche und reichsſtädtiſche Regierungen waren, erzeuget voraus kein günſtiges Vorurtheil: allein in gegenwärtigem Falle war nur die Frage, ob ſie eine Veränderung annehmen ſollen, welche ihnen die Franzoſen mit Heeresmacht aufzudringen drohen, und die Annahme dieſer angebothenen Veränderung mit Bruderliebe, die Ausſchlagung hingegen mit Feindſeligkeit zu vergelten beſchloſſen haben? Beim Einfall der Franzoſen in dieſem Theil Deutſchlandes war weit und breit keine Hülfe zu ſehen. Dieſer Strich Landes war wegen ſeiner politiſchen Verfaſſung und wegen der fortdauernden Unthätigkeit des pfälziſchen Kriegsvolkes auſſer aller Möglichkeit, den geringſten Widerſtand zu leiſten: was war alſo vernünftiger, als daß ſeine Bewohner, wenn ſie auch die franzöſiſche Verfaſſung nicht nach ihrem Geſchmacke fanden, zwiſchen zwei Uebeln das

geringſte wählten; beſonders da ihre Wahl auf die künftigen Ereigniſſe nicht den geringſten Einfluß haben kann, ſondern wie eine Nulle vor der Ziffer anzuſehen iſt. Was lieget dem Kurfürſten daran, konnten die Maynzer ſagen, ob wir einen Augenblick ſcheinen ſeine Unterthanen ſeyn zu wollen, oder nicht? Er hat uns ja das erſtemal, als er unſer Herr ward, nicht darum gefraget: ſeine Rache iſt alſo in nichts verſchlimmert, wenn er wieder zu uns kömmt. Im Gegentheil, da wir ſeine Heerde ſind, ſo muß er wünſchen, daß wir auf unſere Selbſterhaltung bedacht ſeyn, nachdem er auſſer Stand gekommen iſt, zu unſerer Erhaltung etwas beitragen zu können. Wenn die Clubsredner ſonſt nichts geprediget hätten; ſo ſehe ich nicht, wie man ſie ſträflich finden könnte. Einige ſagten das nämliche: Metternich gieng ſo weit, daß er diejenigen für Volksfeinde erklärte, welche von Einführung einer neuen Conſtitution in Maynz ſprechen würden, ehe die Franzoſen den feſten Entſchluß gefaſſet hätten, das ganze Land zwiſchen der Moſel und dem Rhein vom Reiche abzureiſſen. Dieſer Redner hätte nur noch dazu ſetzen ſollen, daß es für die Maynzer unanſtändig wäre, dieſen Entſchluß laut zu verlangen, und daß es im geringſten nicht

von ihnen abhänge, die Ausführung desselben zu befördern oder zu hindern, sondern daß sie an das Glücksrad fremder Waffen angeschmiedet mit demselben vorwärts oder rückwärts geschleppet würden. —

Ducimur ut nervis alienis mobile lignum

Daß sie aber viel weniger dabei zu leiden haben würden, wenn sie gutwillig neben herliefen, als wenn sie sich mit Gewalt fortziehen liessen Galli volentes ducunt, nolentes trahunt.

Anstatt vernünftiger und gemäßigter Belehrung geriethen übelgesinnte auf ganz andere Wege: sie schimpften auf Fürsten, Minister, Adel und Geistlichkeit, kurz auf alles was in den Augen des Volkes verehrungswürdig war und wovor die Redner selbst noch ein paar Tage zuvor die Knie gebeuget hatten. Man verwirrte dem Volke den Kopf mit Souveränetätsrechten, wovon es eben so wenig einen Begriff hatte, als es fähig war, Gebrauch davon zu machen. Das Volk ward schamroth über dergleichen Geschwätze, und anstatt dadurch einen Eckel an der alten Verfassung zu bekommen, bekam es ihn an der neuen. Viele wollten eben darum von keiner

Neuerung mehr hören, weil es das Ansehen gewann, als wäre sie ihr eigen Werk: sie hätten sich gleich anfänglich lieber zwingen lassen. Wenn den Fürsten Deutschlands an den äusserlichen Zeichen des Gehorsams und der Ergebenheit ihrer Unterthanen etwas gelegen ist, wie ich gar nicht zweifle, so haben sie es ihren Feinden zu danken, daß jene nun schon nach der Rückkehr ihrer alten Herren seufzen. Die Aufführung der Clubisten, das harte, oft, sehr oft ungerechte Verfahren Cüstine's, die Plage, die man mit den Franzosen überhaupt hat, haben die Gemüther ganz umgestimmt. Zudem ist die Sache schon zu lange angestanden: man hat sich von dem ersten Taumel erholt, da man Zeit hatte, sich zu besinnen, und die Sache zu sehen, wie sie ist. Die Hofnung, der Franzosen bald wieder los zu seyn, beginnt von neuem durch die ernstlichen Maaßregeln der zween großen Monarchen Deutschlands, dem Unheil zu steuern.

Je größer bei dieser Lage der Sachen die Verlegenheit der Gallomanen und der Franzosen selbst täglich werden muß, desto mehr beeifern sie sich, ihrem lockern Gebäude Festigkeit zu geben: aber immer nach ihrer

Art. Am 14. Jänner wurde in Maynz abermals ein neuer Freiheitsbaum errichtet, an dessen Aufstellung selbst die Kommissäre und General Cüstine thätigen Antheil nahmen; indem Bürger Merlin, der rauhen Witterung ungeachtet, unter freiem Himmel eine Rede an das Volk hielt, und Cüstine eine Rolle Papiers, worauf alle Ehrenzeichen hoher und niederer Herrschaften, Kronen, Scepter, Ordensbänder, ꝛc. gemalet waren, ins Feuer warf, und dann die Asche vergrub: Adieu, Weltlichkeiten! Es lieget, oder vielmehr es lag in Maynz ein ungeheurer Stein, den ein alter Kurfürst, (so ist die Sage) welcher den Maynzern ihre alten Rechte genommen hatte, mit der unerfüllbaren Prophezeyhung hatte legen lassen, daß die Stadt Maynz ihre Freiheit wieder erlangen sollte, wenn dieser Stein zerschmelzen würde. Die Franzosen machten es mit diesem Steine, wie Alexander mit dem Knoten, den der König Gordius an seinen Wagen gebunden hatte — sie zerschlugen ihn zu Staub. Oraculi sortem vel eluserunt, vel impleverunt. Bei solchen Feierlichkeiten, als die Errichtung der Freiheitsbäume ist, mag es wohl in den Städten lustiger hergehen, als auf dem Lande, weil es dort mehr Maulaffen und müssig Volk giebt, als hier: der

große Zuſammenlauf iſt eben kein Beweis deſſondern Wohlgefallens an der Sache ſelbſt. Auf den Dörfern macht die Ankündigung dieſer Feierlichkeit hier und da einen widrigen Eindruck, denn öfters entlaufen die guten Leute haufenweiſe, und die Dörfer ſtehen leer, wenn dieſer hölzerne König mit der Kappe von rothem Wachstuch ſeinen Einzug hält.

Cachons nous, c'eſt le Roi.

Dieſes geſchieht offenbar aus Mangel an gründlichem Unterricht von der Sache. Guten Leute! laufet nicht davon, das Ding thut Euch kein Leid: ihr werdet nach und nach ſchon bekannter damit werden. Es geht Euch wie den Fröſchen in der Fabel mit dem Blocke, den Jupiter ihnen zum Könige gab: zuerſt verkrochen ſie ſich davor; endlich wurden ſie ſo vertraut damit, daß ſie darauf herumhüpften und ihn beſudelten. Sollen doch die Dirmſteiner den ihrigen ſchon in die Betzenkammer geſtecket haben. Bleibt immer da, tanzet und ſinget, wählet Eure Obrigkeit, und thut in Gottes Namen, was die Franken verlangen; denn ihr könnet es nicht ändern. Sie meynen's auch nicht ſo böſe: es ſind luſtige Leute, Tanzen und Singen iſt ihr Element. Dabei gebt nur fleißig auf Eure Weiber und Töchter Acht, wenn ſie hübſch

sind. In Eurer kleinen Staatseinrichtung thut keinen Schritt weiter, als es Euch befohlen wird; führet dabei Eure Haushaltung so gut fort, als es Euch die Umstände erlauben; seyd hübsch wohlgezogen, und schimpfet nicht auf Eure alten Vorgesetzten. Macht Ihr's so, wie ich es Euch rathe, so werdet Ihr nichts zu bereuen haben, wenn Ihr wieder werdet, was Ihr vor Kurzem gewesen seyd; und wenn Ihr so bleiben solltet, wie Ihr jetzo seyd, so würden selbst die Franzosen Euch das Lob wohlgezogener braver Leute geben: Ihr könnet also in allem Betracht nichts bei der Sache verlieren.

Allein meine Warnung kömmt allem Ansehen nach zu spät: Die Preussen, Oesterreicher und Hessen drängen sich gewaltig, mit langsamen, aber wie es scheint, wohl vereinbarten Schritten herbei. Schon sind die ersten über den Hundsrücken nach Kreuznach vorgedrungen, und haben da die Franzosen zurückgetrieben: die andern ziehen sich um Mannheim am rechten Ufer des Rheins zusammen, und sollen auch, wie man sagt, bei Trier die Mosel passiren, welches bisher noch ziemlich unwahrscheinlich ist. Die Hessen, mit Preussen vereinigt, stehen immer noch Maynz

und Worms gegenüber, und beschäftigen da die Aufmerksamkeit der Franzosen, so viel möglich ist. Die Clubs werden schüchtern, ihre Versammlungen nehmen an der Zahl der Glieder und der Zuhörer sehr ab: jener von Worms hatte kürzlich das Unglück, daß ihm seine Fahne mit dem rothen Buche gestohlen, und noch obendrein im Heiligthume selbst Unflätigkeit getrieben wurde. Man hat Verdacht, daß französische Soldaten selbst (von den Linientruppen) welche im Schlosse einquartirt sind, diese Posse gespielt haben. Es scheint, als nahe sich diese Komödie ihrem Ende. Seit dem schrecklichen Todesurtheil über den guten und unglücklichen König fängt die französische Armee an sich zu entzweien. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Linientruppen gleich Anfangs viel gemäßigter waren, als die Freiwilligen: der Gedanke, einen König zu haben, war jenen eben so tief ins Herz gegraben, als diesen der Wunsch, seiner los zu seyn. So lang der König noch lebte, so lang es noch möglich war, daß er seinen Thron wieder besteigen würde, hofte der Soldat, mit dieser glücklichen Veränderung das Ende seiner Mühseligkeiten und der Drangsalen zu sehen, worunter sein Vaterland seufzet, ohne daß seine Nation gezwun-

gen wäre, von fremden Mächten Gesetze anzunehmen. In dieser Hofnung focht er, und trug geduldig die Last des Krieges, die bei solchen Streitgefährten, als die Freiwilligen sind, größtentheils auf ihm liegt. Als ein gemeiner Bürgerssohn wußte er zwar, wie unglücklich diese Menschenklasse unter der vorigen Verfassung war; er wünschte daher eine bessere: allein er war auch versichert, daß Ludwig XVI., anstatt an diesem Unglücke Schuld zu seyn, demselben mit aufrichtigem Herzen ein Ende zu machen wünschte, und daß nur die Mittel, die er angewandt hatte, um diesen Wunsch zu erfüllen, ihn der Wuth seiner Feinde preisgegeben haben. Die traurige Lage, in welcher sich dieser Fürst befand, gieng ihm zwar sehr zu Herzen: allein er tröstete sich mit der Hofnung eines glücklichen Ausganges, und blieb im Gehorsam. Wenn man ihm sagte: sein guter König könnte wohl gar hingerichtet werden; so versicherte er tröstlich, daß es nicht geschehen würde. Er konnte den Gedanken einer Verweisung, einer ewigen Gefangenschaft, ja selbst der Ermordung im Aufruhr noch fassen; aber nicht jenen des Todes durch die Hand des Henkers. Von den Offizieren sind die gedienten fast durchgehends königlich gesinnt: diejenigen, welche

der Revolution ihre Stellen zu danken haben, sind freilich hier und da anderer Meinung, doch ist es selten, einen sogenannten enragé unter ihnen zu finden.

Der Freiwillige hingegen, welcher sich von allem, was königlich gesinnt ist, gehaßt, und was noch schlimmer ist, verachtet sieht — der, wenn er in Gefangenschaft geräth, eben dieselbe Denkungsart gegen sich bei dem Feinde findet, während die Linientruppen mit Schonung und Achtung behandelt werden — der Freiwillige, sage ich, hat nicht nur, von seiner Entstehung an, die Wuth im Herzen, sondern wird eben dadurch noch mehr erbittert. Der Offizier wußte zum Voraus, daß mit der Thronbesteigung des Königs seine Rolle ein Ende haben würde, und durfte sich keine Hofnung machen, eine andere zu erlangen, die ihn ernähren könnte. Vielen unter ihnen, die sich durch besondern Eifer für die neue Sache ausgezeichnet hatten, ahndete noch etwas schlimmeres. Verbannung, Verlust ihrer Güter, oder gar der Tod. Die Häupter der demokratischen Parthei hatten dergestalt Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, daß nicht die Rückkehr, sondern nur neues Verbrechen sie retten zu können schien. Das

Leben des Königs und aller, die ihm anhiengen, war ihnen gefährlich; ihr Tod gewährte ihnen eine minder fürchterliche Aussicht. — Dabei hatten Einige der Republik schon so viel aufgeopfert, daß der Gedanke, keine Republik zu haben, ihnen nothwendig zuwider seyn mußte: andere hatten bei der Verwirrung so viel gewonnen, daß ihnen vor der Rechenschaft graute; fast alle hatten den König und seinen Anhang so sehr beleidigt, daß sie alles, was königlich hieß, nicht anders als hassen konnten. Oderis, quem laeseris. Aus solchen Beweggründen sind die Greuelthaten vom 10. August, vom 2. September vorigen Jahres und vom 23. Jänner dieses Jahrs entstanden; aus eben diesen Beweggründen werden deren leider! noch mehrere entstehen, wovor sich die Natur empört.

Wer nicht Gelegenheit hatte, diese Gesinnungen vor dem Tode Ludwigs zu kennen, der durfte nur nach der Botschaft von seiner Hinrichtung einen Augenblick unter beiderlei Art Leuten seyn, und auf ihren Gesichtern lesen: eine wilde Freude blickte aus den einen, Traurigkeit aus den andern; beide waren auf einen Augenblick ausser Ungewißheit, indem jene ihren Sieg für gewiß hielten, diese ihren Untergang. —

Der vertumnalische Charakter der Franzosen läßt aus dieser entgegengesetzten Stimmung der Gemüther unter ihrer Armee keine sicheren Folgen ziehen. So lang der königliche Prinz noch lebt, (denn gegen die ausgewanderten Brüder des Königs ist die Erbitterung sehr groß, selbst bei den Linientruppen, weil man sie für die Urheber alles Unheils ansieht) so lang, sage ich, dieser Prinz noch lebt, ist für die Linientruppen noch nicht alle Hofnung verloren: sollte aber auch dieser noch das Opfer der demokratischen Wuth werden, dann hängt es wahrscheinlich vom Glücke der Waffen ab, welche Parthei sie ergreifen werden. Wenn der Feldzug gleich jetzo eröfnet werden könnte, so würde die Wuth der Deutschen gegen Leute, die sie als Mitschuldige des Königsmordes betrachten, und die unentschlossene Bestürzung des besten Theils der französischen Armee, gewiß vieles zum Siege der ersten beitragen. Aber je länger es ansteht, desto schwächer wird der Einfluß dieser Affekten auf die Handlungen beider Theile, und folglich auf den Ausgang einer Unternehmung seyn. Wenn die Franzosen im Anfang dieses Feldzugs einen entscheidenden Sieg über die Deutschen erfechten; so ist für die gute Sache unendlich vieles verloren: geschieht

aber das Gegentheil, so ist wahrscheinlich alles gewonnen; denn die Linientruppen werden nimmer halten.

Von kriegerischen Auftritten ist im Monat Jänner, ausser dem Ueberfall bei Hochheim, nichts Bedeutendes vorgefallen. Aber die Rüstungen der Franzosen zum Widerstande sind ungeheuer, so daß man an ihrem Entschlusse, sich in Deutschland zu halten, nicht zweifeln kann. Maynz ist bereits mit einer entsetzlichen Menge Pulvers und schweren Geschützes versehen worden. In der Gegend von Mannheim, am linken Ufer des Rheins, werden fürchterliche Batterien errichtet, welche den Rhein bestreichen, und den Uebergang der Deutschen an diesem Platze hindern sollen. Es scheint also, daß die Franzosen der pfälzischen Neutralität nicht ganz trauen: vermuthlich fürchten sie mehr, daß die verbündeten Mächte aus Ursache des Reichskrieges den Kurfürsten nicht lang um seine Einwilligung fragen, als daß dieser sein Wort zurücknehmen werde. Auf ähnliche Art wird das ganze linke Ufer des Rheins von Speyer bis Bingen mit Batterien besetzt, überall Pikete ausgestellt, und so der Krieg vertheidigungsweise den Winter hindurch fortgeführt. —

An Mannschaft hat die französische Armee bisher (Ende Jänners) wenig Zuwachs bekommen, und wird, so weit sie auf deutschem Boden steht, zwischen 40000 und 50000 Mann stark seyn, welches in der That in dieser Lage sehr wenig ist, da die Besatzung von Maynz, Kastel und Kostheim einen beträchtlichen Theil davon ausmacht, und dabei ein Strich Landes von ungefähr 30 Stunden besetzt werden muß, so daß eigentlich nirgends, ich will nicht sagen, eine Armee, sondern nur ein ansehnliches Truppenkorps ist. — Man spricht von Verstärkung der Posten am Rhein, da auf der andern Seite die Deutschen sich täglich vermehren. An Fußvolk können die Franzosen sich noch ziemlich vermehren, ohne daß Mangel an Brod seyn wird; aber mit der Vermehrung der Reuterei wird es schwer halten, indem jetzo schon die Razion Heu von 20 Pfund auf 5 herabgesetzt worden. Hieraus läßt sich schließen, daß die Franzosen in diesen Gegenden auf keinen Angriff denken: denn es ist nicht möglich, es ohne starke Reuterei mit den Deutschen aufzunehmen. Es werden aber die Deutschen ihre Ueberlegenheit an Reuterei wohl zu benutzen suchen, und dazu kömmt ihnen die freie Fahrt übern Rhein bei Koblenz und Rheinfels treflich zu statten.

Dieſes alles läßt nicht zweifeln, daß die Pfalz der Schauplatz des Krieges ſeyn werde. — Unüberſehbares Elend ſteht dann dieſem ſchönen Lande bevor. Die Franzoſen, in deren Vaterlande ſchon jetzo der Brodmangel einreißt, und die durch ihre unbeſonnene Unternehmung auf der Schelde ſich die Seemächte zu Feinden gemacht, und die Zufuhr vom Auslande ſich ſelbſten abgeſchnitten haben, werden in zahlloſer Menge zu den Armeen in Deutſchland herausſtrömen, um der Hungersnoth zu entgehen. In Deutſchland werden ſie, ihrer Gewohnheit nach, ſo viel verderben als ſie können; die Sommerſaat wird, wegen beſtändiger Beſchäftigung des Landmannes beim Kriegsfuhrweſen, ſchlecht beſtellet werden, und ſo werden Hunger und Seuchen einreiſſen. Wenn man bedenkt, daß mit einer Armee von etwa 20000 Mann in der Pfalz allem dieſem Unheil vorgebogen war; ſo kann man's den deutſchen Fürſten nicht verzeihen, daß ſie den Krieg nur auf dem Papiere führen, oder ſich ganz davon wegſchrauben wollten, ohne ſich in eine Verfaſſung zu ſetzen, die ihrer Neutralität Achtung verſchaffen, und ihre Unterthanen hätte ſchützen können. Ich rede hier von Deutſchland überhaupt, weil kein Fürſt am Rhein-

ſtrome Macht genug hat, um ein ſolches Heer aufzuſtellen und zu erhalten, und man es den Größern nicht zumuthen kann, daß ſie ſich ganz allein für die kleinern aufopfern.

Dieſe Bemerkung giebt Stoff zum Nachdenken über die Nothwendigkeit, die Verfaſſung Deutſchlands zu verändern, wenn man will, daß es in Kurzem noch ein deutſches Reich gebe. Dieſe Veränderung, ſo wie ich ſie oben vorgeſchlagen, und hier, da ich von der Pfalz redete, berührt habe, würde alsdann unvermeidlich werden, wenn es den Franzoſen gelingen ſollte, ihrer republikaniſchen Verfaſſung Feſtigkeit zu geben, und ihre Maxime von Verbreitung der Freiheit durchzuſetzen. Es läßt ſich leicht denken, daß die kleinern Reichsſtände, beſonders die geiſtlichen, mit einer ſolchen Einrichtung nicht ſehr zufrieden ſeyn würden. Allein wenn ſie überlegen, daß die Werke der Menſchen, ſo wie ihre Urheber, vergänglich ſind, und daß alles nur eine Weile dauern kann; ſo werden ſie ſich wohl beſcheiden, daß der Zeitpunkt doch einmal kommen müſſe, wo die deutſche Reichsverwirrung aufhören wird, da beſſer geordnete Staaten von großer Macht dem allgemeinen Weltgeſetze der Zerſtörung und Wie-

dergeburt unterworfen sind. In diesem Betracht wäre es vortheilhafter für sie, zu ihrer Vereinigung mit größern Staaten selbst die Hände zu bieten, als zu warten, bis eine allgemeine Umwälzung die großen Fürsten der Mühe überheben wird, sie zu fragen. Oesterreich und Preussen, mit einigen großen Häusern Deutschlands, werden es endlich müde werden, ihre Schätze und Armeen aufzuopfern, um die Stände am linken Ufer Deutschlands beim Reiche und bei ihrer Unabhängigkeit zu erhalten. Sollten nun diese Länder von einem so mächtigen Nachbar verschlungen werden; so bliebe jenen nichts übrig, als in Deutschland mit Gewalt um sich zu greifen, um theils sich schadlos zu halten, theils durch ihre Vergrößerung das Gleichgewicht herzustellen. Welcher Stand des deutschen Reichs, dem sein Vaterland und sein Name noch lieb sind, wird nicht eher wünschen, eines deutschen Fürsten Unterthan zu seyn, und mit einer Million deutscher Mitbürger unter dem mächtigen Schutze des deutschen Fürstenbundes ruhig zu leben, als in das stürmische Meer der französischen Republik hingerissen zu werden, wovor ihn sein Name nicht schützen kann, wenn er auch aus den Eichwäldern des alten Germaniens herstammte.

Quamvis pontica pinus
Silvae filia nobilis
Jactes et genus et nomen inutile.

Es iſt kein Menſch in der Welt, der den Ausgang dieſes Krieges, und noch weniger die Folgen der franzöſiſchen Revolution vorherſehen kann. Die Franzoſen können überwunden werden; ich zweifle ſogar nicht, daß ſie es ſeyn werden: aber man kann ſie nicht eben ſo leicht unterjochen, noch ſich von der Unterwerfung derjenigen Völker verſichern, die ſie bereits an ſich gezogen haben. Wenn man dieſes nicht kann; ſo ſind die Ausſichten für die Ruhe Europens nicht ſehr tröſtlich. Dieſe Nation iſt, im Ganzen genommen, nun einmal verdorben, und ihr Bankerot unvermeidlich, es mag beinahe gehen wie es will. Ein Staat, wie Holland, deſſen Reichthum in allen vier Welttheilen zerſtreuet liegt, und ganz allein auf Handel und Credit beruhet, würde durch einen Bankerot um ſeine ganze Exiſtenz kommen: Frankreich hingegen, auf deſſen Boden alles, was es zur Noth und zum Vergnügen bedarf, im Ueberfluſſe wächſt, das ohne Handel und auswärtige Beſitzungen immer der mächtigſte Staat von Europa bleibt, wird durch einen Bankerot ſeine Kräfte verdoppeln. Die Millionen, welche nun jähr-

lich an Zinsen und Kapitalien an ausländische Gläubiger bezahlt werden müssen, werden zum Unterhalt der Armeen verwendet, oder bleiben in den Händen des arbeitsamen Landmannes, der, anstatt durch Kunstwerke aller Art die Ueppigkeit und Verschwendung zu befördern, seine Landsleute und die Ausländer mit den ersten Bedürfnissen des Lebens zum Ueberflusse versieht, und dadurch, mehr als alle Gesetze, zur Umbildung seiner Nation beiträgt. Die viele tausend Hände, die schon seit hundert Jahren, mehr zum Schaden als zum Nutzen Frankreichs, sich in den Fabriken beschäftiget haben, werden das Feld bauen, die zahlreichen Wüsteneien in lachende Fluren verwandeln, die Schaaf- und Bienenzucht verbessern, Oel- und Maulbeerbäume pflanzen, kurz anstatt des verderblichen Luxus ihr Vaterland mit wahrem Reichthum erfüllen. Wer diesen Betrachtungen einige Augenblicke wiedmet, wird zweifeln, ob die Mächte von Europa ihre Waffen mit allem Nachdruck gegen Frankreich brauchen werden. Der französische Bankerot stürzet ihre eigenen Staaten ins Verderben, und die Folgen davon werden schrecklich seyn. Es ist eine große Frage, ob es noch möglich ist, dem Uebel vorzubeugen: der Krieg ist wenigstens das Mittel nicht dazu, und doch war

der Krieg bisher unvermeidlich. Sollte man im Sinne haben, Frankreich zu zertrümmern, um sich schadlos zu halten? — Dieses wird erstlich den Handelsleuten und Kapitalisten von Europa die Millionen nicht ersetzen, die sie an Zinsen und Kapitalien jährlich aus Frankreich gezogen haben, und zweitens wird es weit schwerer halten, als man vielleicht glaubet. Diese Nation wird das Aeusserste wagen, um sich zu erhalten: selbst die Emigranten werden sich auf was immer für eine Art, wiederum mit ihren Landsleuten auszusöhnen suchen, und lieber nichts, als keine Franzosen seyn wollen. Hiedurch wird freilich das ganze Volk sich erschöpfen und in Armuth gerathen: allein eben dadurch wird es desto fürchterlicher werden

— — — Foecunda virorum
Paupertas.

Wirklich haben's die Franzosen schon ziemlich weit gebracht, sich an Armuth zu gewöhnen. Der Luxus, welcher ehemals bei ihren Armeen herrschte, sticht mit der eingeschränkten Lebensart der jetzigen Generäle und Offiziere sonderbar ab: Kleidung, Bedienung, Tafel, Reisezeug, alles ist so einfach als nur möglich und fast ganz nach dem strengsten

Bedürfniſſe abgemeſſen. Ob dieſes aus eigner Wahl, oder aus Nothwendigkeit geſchehe, daran iſt nicht viel gelegen: denn wenn ſie ſich aus eigener Wahl ſo ſehr einſchränken, ſo ſind ſie ſchon umgeſtaltet; thun ſie es aus Nothwendigkeit, ſo werden ſie ſich durch Gewohnheit umbilden. Unter den Jakobinern iſt es Sitte, die Haare abzuſchneiden, und dieſe Sitte breitet ſich ſchon in der Armee aus.

— — Incomtis Curium capillis
Utilem bello tulit & Camillum
Sæva paupertas

Das Wort, Herr, kömmt ganz auſſer Uebung und wird die Benennung, Bürger, dafür eingeführt, die aber unter den Freiwilligen ſchon weit üblicher iſt als unter den Linientruppen, die davor einen Abſcheu haben und ſich lieber des Ausdruckes Monſieur bedienen.

— — Gaudent prænomine molles
Auriculæ.

Ich will wohl glauben, daß alle dieſe republikaniſchen Sitten bisher noch nicht ungeheuchelt ſind: allein was der Vater vorſtellet, das wird der Sohn im Ernſte. Das aufwachſende Menſchengeſchlecht bildet ſich

nach den Muſtern, die es vor Augen hat, und unterſuchet weder die Beweggründe noch die innern Geſinnungen: man kann alſo mit Wahrſcheinlichkeit vorherſagen, daß die nächſte Generation der Franzoſen beſſer ſeyn werde, als die jetzige, wenn die Sachen nach ihrem Kopfe gehen. Armuth und ihre Gefährten, Religion und gute Sitten, beſtändige Kriege von auſſen und innerliche Ruhe, können das Wunder bewirken, daß Frankreich ſich als einen Freiſtaat erhält.

Unterdeſſen darf man annehmen, daß wenn dieſes geſchieht, es kein Werk von der tiefen Geſetzgeberkunſt des franzöſiſchen Nationalkonvents, ſondern eine ganz natürliche Folge vom Zuſammenlauf der Umſtände iſt. Ich muß lachen, wenn man mir die Weisheit der Menſchen preißt: der Weiſeſte iſt immer derjenige, der die Umſtände zu benutzen weiß, und der große Mann iſt derjenige, deſſen Handlungen gerade in die kommenden Umſtände paſſen; der Weiſeſte in den Augen der Menſchen, denn oft dacht' er ſelbſt nicht daran. Ein Miniſter räth zum Kriege, der Fürſt unternimmt ihn, und er geht glücklich aus: der große Miniſter! ruft die Welt; keineswegs, denn er rieth den Krieg aus Privatabſichten,

die er erre[illegible]te, der Krieg mochte ein gutes oder böses Ende nehmen. Auch die Häupter des Nationalkonventes zu Paris und die obersten Feldherren haben ihre Privatabsichten bei allem, was sie rathen und thun: fügt sichs nun, daß mit ihren Absichten auch die Nebenabsicht des gemeinen Besten befördert wird, so wird sie die Nachwelt große Männer nennen; im Gegentheil werden sie Schurken und Böſewichter ſeyn. Nach menſchlicher Klugheit kann man beinahe fürs letzte bürgen; denn die Handlungen der franzöſiſchen Generäle und Geſetzgeber beweiſen, daß ſie gar keinen Schatten von Plan haben und blos allein auf Gerathewohl in den Tag hinein arbeiten. Man vergleiche zum Beiſpiele die unerhörten Läſterungen die ſie ſich gegen alles, was Fürſt oder König heißt erlauben, mit den Bemühungen Cüſtine's, den König von Preußen von der öſterreichiſchen Allianz abzubringen und zu einem Bündniſſe mit Frankreich zu bewegen: die Politik hat niemals ſo etwas abentheuerliches ausgehecket. Die Herrn Franzoſen ſetzen voraus (denn jeder mißt andere nach ſeiner Elle) daß Friedrich Wilhelm im Stande ſey, eine ſo auffallend ſchlechte Handlung zu begehen; da doch Mirabeau ſelbſt, der alles am preußiſchen Hofe tadelte,

und dem man Menſchenkenntniß nicht abſprechen kann, dieſem Monarchen das Lob eines ehrlichen Mannes beileget. Sie ſetzen ferner voraus: daß dieſer König blos wegen der ſchönen Augen der Königin von Frankreich ſeine Armeen in Bewegung ſetze. Friedrich Wilhelm iſt kein Donquixotte, ſo lieb ihm auch das ſchöne Geſchlecht ſeyn mag. Der Traktat von Pilnitz hat mehr auf ſich als die Befreyung einer ſchönen Königin, und Frankreich wird, wenn es das Glück der Waffen nicht anders verhängt, die Folgen davon empfinden: doch wir wollen den Schleier des Schickſals nicht lüpfen, ſondern es der Zeit überlaſſen, ihn aufzuziehen.

Quid ſit futurum cras, fuge quærere!

Dekret der Nationalkonvention. *)

Vom 15. Dez. 1792. im ersten Jahr der Frankenrepublik, durch welches die fränkische Republik die Freiheit und Souveränetät aller derjenigen Völker verkündigt, zu denen sie ihre Waffen bereits gebracht hat, oder noch künftig bringen wird.

Nachdem die Nationalkonvention den Bericht ihrer vereinigten Finanzen, Kriegs- und diplomatischen Ausschusse angehört hat, so beschließt sie, getreu ihren Grundsätzen von der Volkssouveränetät, die ihr nicht erlauben, irgend eine mit denselben streitende Einrichtung anzuerkennen, in der Absicht, für die Generäle der republikanischen Armeen die Regeln ihres Verhaltens in den von ihnen besetzten Ländern zu bestimmen — folgendes:

1.) Die Generäle sollen in den Ländern, welche von den Armeen der Republik besetzt

*) Siehe S. 39.

ſind oder es ſeyn werden, im Namen der fränkiſchen Nation die Souveränetät des Volkes, die Aufhebung aller eingeſetzten Gewalten, Steuern und Abgaben, die Abſchaffung des Zehnten, der Lehnsverfaſſung, der herrſchaftlichen Rechte ſowohl auf Lehn- als Erbzinsgütern, der fixen und zufälligen herrſchaftlichen Gebühren, der Zwangrechte, der Leibeigenſchaft, ſo wie der auf Gütern haftenden Dienſtbarkeiten, der ausſchließlichen Jagd- und Fiſchfangsrechte, der Frohnen, des Adels, und überhaupt aller Privilegien, augenblicklich bekannt machen.

2.) Sie ſollen dem Volke verkündigen, daß ſie ihm Frieden, Hülfe, Bruderliebe, Freiheit und Gleichheit bringen. Gleich hernach ſollen ſie daſſelbe in Ur- oder Gemeindeverſammlungen zuſammenberufen, damit es ſich eine proviſoriſche Verwaltung und Juſtiz wähle und einrichte. Sie ſollen über die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums wachen; ſie ſollen gegenwärtiges Dekret, und die ihm angehängte Proklamation, in der Landesſprache drucken, in allen Gemeinden anſchlagen, und ohne Aufſchub vollziehen laſſen.

3.) Niemand soll zur Stimmung in den Ur- und Gemeindeversammlungen zugelassen, noch auch zu einer provisorischen Verwaltungs- oder Justizstelle ernannt werden, ohne daß er zuvor den Eid der Freiheit und Gleichheit abgelegt, und schriftlich allen durch gegenwärtiges Dekret abgeschaften Privilegien und Vorrechten, welche er bisher könnte genossen haben — entsagt hat.

4.) Unverzüglich sollen auch die Generäle alle beweglichen und unbeweglichen Güter, welche dem öffentlichen Schatze, dem Fürsten, seinen Günstlingen, Anhängern, und freiwilligen Trabanten, den öffentlichen Anstalten, wie auch weltlichen und geistlichen Korps und Gemeinheiten gehören, in den Schutz der Frankenrepublik nehmen, und ohne Aufschub ein genaues Verzeichniß darüber verfertigen lassen, welches sie an den Vollziehungsrath einzuschicken haben. Auch sollen sie alle nur immer in ihrer Gewalt stehenden Maaßregeln ergreifen, um das Eigenthum dieser Güter zu sichern.

5.) Die vom Volke ernannte provisorische Administration hat die Aufsicht und Verwaltung über die in den Schutz der fränkischen

Republik genommenen Gegenstände; sie hat für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen, die eingeführten bürgerlichen, peinlichen und Polizeigesetze vollziehen zu lassen, die besondern und die zur gemeinschaftlichen Vertheidigung nöthigen Ausgaben zu bestimmen und einzutreiben. Sie darf Steuern erheben, jedoch allezeit mit der Vorsicht, daß nicht die dürftige und arbeitende Volksklasse dieselben trage.

6.) Sobald die provisorische Verwaltung eingesetzt ist, wird die Nationalkonvention aus ihrer Mitte Kommissarien ernennen, um sich brüderlich mit ihr zu vereinigen.

7.) Auch der Vollziehungsrath hat Nationalkommissarien zu ernennen, welche sich unverzüglich an Ort und Stelle begeben sollen, um sich mit den Generälen und der vom Volke provisorisch ernannten Verwaltung über die Maaßregeln zur gemeinen Sicherheit und über die Mittel zu berathschlagen, welche anzuwenden sind, um den Armeen die nöthigen Kleidungsstücke und Lebensmittel zu verschaffen, und die Kosten des bisherigen und künftigen Aufenthaltes derselben in diesem Lande zu bestreiten.

8.) Die von dem vollziehenden Rath ernannte Nationalkommissarien sollen ihm alle 14 Tage Rechenschaft von ihren Verrichtungen geben. Der Vollziehungsrath kann sie billigen, abändern oder verwerfen, und hat sodann der Konvention darüber Bericht zu erstatten.

9.) Die vom Volke provisorisch ernannte Administration und die Verrichtungen der Nationalkommissarien sollen in dem Augenblicke aufhören, wo die Einwohner, nachdem sie sich für die Souveränetät und Unabhängigkeit des Volkes, für Freiheit und Gleichheit erkläret haben, eine freie Volksregierung einführen werden.

10.) Es soll Rechnung über die Ausgaben geführt werden, welche die Frankenrepublik auf gemeinschaftliche Vertheidigungsanstalten verwendet, so wie über die Summen, welche sie bereits könnte empfangen haben. Die fränkische Nation wird mit der zu ernennenden Regierung alle nöthigen Anstalten in Ansehung der etwa noch zu zahlenden Rückständen treffen; und im Falle das gemeine Wohl es erfordert, daß die Truppen der Republik noch nach dieser Epoche auf fremdem

Boden bleiben, wird sie die zur Unterhaltung derselben nöthigen Maaßregeln treffen.

11.) Die fränkische Nation erklärt, daß sie dasjenige Volk als ihren Feind behandeln wird, welches die ihm angebotene Freiheit und Gleichheit nicht annehmen, oder beiden entsagen, und seinen Fürsten und die privilegirten Familien behalten, zurückrufen, oder mit ihnen in Unterhandlungen treten würde. Sie verspricht, nicht eher einen Friedensschluß zu unterzeichnen, oder die Waffen niederzulegen, als bis die Souveränetät und Unabhängigkeit des Volkes gesichert ist, auf dessen Gebiete sich die Truppen der Republik befinden, als bis es die Grundsätze der Gleichheit angenommen, und eine freie Volksregierung errichtet hat.

12.) Der Vollziehungsrath soll gegenwärtiges Dekret durch aufferordentliche Couriere an alle Generäle schicken, und die zur Vollziehung desselben nöthigen Maaßregeln treffen.

Nun folgt

Die

Proklamation der fränkischen Nation an das Volk . . . .

Brüder und Freunde!

Wir haben die Freiheit errungen, und wir werden sie aufrecht erhalten. Wir bieten Euch den Genuß dieses kostbaren Gutes an, welches von jeher Euch zugehörte, und das Eure Unterdrücker Euch nicht rauben konnten, ohne ein Verbrechen zu begehen.

Wir haben Eure Tirannen verjagt. Zeigt Euch als freie Menschen, und wir werden vor ihrer Rache, vor ihren Anschlägen und vor ihrer Rückkehr Euch schützen.

Von diesem Augenblicke an verkündigt die Nation der Franken die Souveränetät des Volks, die Unterdrückung aller bürgerlichen und militärischen Gewalten, welche Euch bis auf diesen Tag beherrscht haben, aller Auflagen, welche Euch drücken, unter welcher Gestalt sie immer bestehen mögen, die Abschaffung des Zehenten, der Lehnsverfassung, der herrschaftlichen Rechte sowohl auf Lehn- als Erbzinnsgütern, der fixen so wie der

zufälligen herrschaftlichen Gebühren, der Zwangrechte, der Leibeigenschaft und der auf Gütern haftenden Dienstbarkeiten, der ausschließlichen Jagd- und Fischfangsrechte, der Frohnen, der Salzsteuer, der Weg- und Brückenzölle, und überhaupt aller Arten von Auflagen, mit welchen Euch Eure Unterdrükker belegt haben. Auch verkündigt sie bei Euch die Abschaffung aller adelichen, priesterlichen und andern Corporationen, aller Vorrechte und Privilegien, welche der Gleichheit zuwiderlaufen. Brüder und Freunde! Ihr seyd von diesem Augenblicke an alle Bürger, alle an Rechten einander gleich, werdet einer wie der andere berufen, Euer Vaterland zu regieren, ihm zu dienen, und es zu vertheidigen.

Bildet Euch auf der Stelle in Ur- oder Gemeindeversammlungen. Eilet, Eure provisorischen Administrationen und Justizkollegien zu ernennen. Die Geschäftsträger der Frankenrepublik werden sich mit ihnen einverstehen, um Euer Glück und die Brüderschaft, welche künftig zwischen uns herrschen soll, sicher zu stellen.

Im Namen der Republik befiehlt der provisorische Vollziehungsrath allen Verwal-

tungskörpern und Tribunalen, gegenwärtiges Gesetz einregistriren, lesen, bekannt machen, öffentlich anschlagen, und in ihren respektiven Departementern und Gerichtsbezirken vollstrecken zu lassen. Zu Urkunde dessen haben wir unsre Unterschrift und das Siegel der Republik beigefügt.

Paris, den fünfzehnten Dezember, im ersten Jahr der Frankenrepublik.

Unterzeichnet Garat, Präsident des provisorischen Vollziehungsraths. Contrasignirt: Garat; und gesiegelt mit dem Siegel der Republik.

Dem Original entsprechend.

Georg Wilhelm Böhmer.